

HERBERT KÜHN
GESCHICHTE DER VORGESCHICHTSFORSCHUNG



HERBERT KÜHN

GESCHICHTE DER
VORGESCHICHTSFORSCHUNG

WALTER DE GRUYTER · BERLIN · NEW YORK

1976

CIP-Kurztitelaufnahme der Deutschen Bibliothek

Kühn , Herbert

Geschichte der Vorgeschichtsforschung. — Berlin,
New York : de Gruyter, 1976.

ISBN 3-11-005918-5

©

Copyright 1976 by Walter de Gruyter & Co., vormals G. J. Göschen'sche Verlagshandlung —
J. Guttentag, Verlagsbuchhandlung — Georg Reimer — Karl J. Trübner — Veit & Comp. —
Printed in Germany — Alle Rechte des Nachdrucks, einschließlich des Rechtes der Herstellung von
Photokopien und Mikrofilmen, vorbehalten.

Satz und Druck: Walter de Gruyter & Co., Berlin 30

Bindearbeiten: Lüderitz & Bauer, Berlin

Vorwort

Dieses Buch behandelt die Geschichte der Ausgrabungen und Funde über die ganze Erde.

Kein anderer Zweig der Forschung auf dem Gebiet der Geisteswissenschaften hat im gegenwärtigen Abschnitt unseres Jahrhunderts so viele entscheidende Ergebnisse zu erzielen vermocht. Die Erde wurde aufgeschnitten, und sie offenbarte Kulturschichten, Wohnstätten, Bauwerke, Kultplätze in einem Ausmaße, wie man es gar nicht für möglich gehalten hatte.

Im Licht der Wissenschaft wurden die Stufen der menschlichen Entwicklung sichtbar, der Mensch der Vorzeit, der Mensch der Neusteinzeit, der Bronzezeit, der Eisenzeit, der Völkerwanderungszeit und der Wikingerzeit in Europa.

In Asien wurden die Kulturen wach, von denen die Bibel spricht: Ägypten, Palästina, Mesopotamien. Diese Länder haben sich uns in ihrem Werden, in ihrer geistigen Leistung und in ihrer Bedeutung zu erkennen gegeben.

Indien, Innerasien, China, Japan haben durch die Entdeckungen und Funde vieles von ihren Geheimnissen offenbart. Die Ausgrabungen von Palästen, Tempelbauten und Schriften brachten uns eine ungewöhnliche Bereicherung unserer Erkenntnis und unseres Wissens um die alten Kulturen der Welt. Der Mensch der Gegenwart steht bewundernd vor dem Reichtum, den der Spaten aus dem Dunkel der Erde geborgen hat, der aus Mythos, Märchen und Sage bisher nur geahnt, jetzt in den Blick unserer Tage gestellt wird.

Welche Geheimnisse barg nicht Afrika, der dunkle Erdteil, noch am Anfang unseres Jahrhunderts mit seinen weißen Stellen auf der Landkarte. Da gibt es die Geheimnisse um die Sahara mit den Felsbildern, sie sprechen von einer fruchtbaren, von einer reichen und lebendigen Welt an den Stellen, an denen sich jetzt die Wüste lagert. Benin war ein Rätsel, Simbabwe, der prähistorische Mensch im Süden des Erdteils.

Auch über Amerika, den Erdteil voll von Fragen und Problemen, haben die Grabungen Aufschluß gegeben, vor allem über die ersten Menschen, die ihn betreten. Er ist erst besiedelt worden nach der Eiszeit, nach 10 000 v. Chr. In der Mitte des Kontinents, in Mexiko, und in Peru im Süden, haben die Hochkulturen mit den Tempeltürmen, mit großen Städten, mit den Straßen und mit der Fülle an Gold und Silber, die Gemüter immer tief bewegt. Der Spaten hat auch hier Klarheit

zu bringen vermocht. Die Einflüsse von China und von Hinterindien sind in das Blickfeld getreten und haben auf Zusammenhänge zwischen den Kontinenten hingewiesen, an die vor der Tätigkeit der Grabungen gar nicht gedacht werden konnte.

Auch Australien hat viele seiner Dunkelheiten, seiner Unklarheiten deutlich werden lassen. Es sind Menschenfunde aufgedeckt worden, die Felsbilder haben zu sprechen begonnen.

Den Blick über alles das Erreichte soll dieses Buch offenlegen, den Schritt des Menschen über diese Erde, seinen Weg zu den Fragen seines Erwachens und Werdens, zu seiner Entwicklung und seiner Entfaltung.

Dabei wird es deutlich, daß die Wirtschaftsformen die entscheidenden Tragkräfte bedeuten, sie sind es, die die Lebensarten zu gestalten in der Lage sind, ebenso die Beziehungen zum Ewigen, ebenso die Formgebung der Kunst als tiefsten und als sichtbarsten Ausdruck alles Erlebens der Welt und ihrer Inhalte. Die geistigen Erscheinungstatsachen sind gehalten und getragen von der Art der Wirtschaft.

Der Mensch der Eiszeit ist Jäger und Sammler, er nimmt nur das auf, was die Natur ihm darbietet, er lebt von den Tieren, mit den Tieren, durch die Tiere. Sein Lebenskampf ist eingestellt auf das Tier. So gestaltet er in der Dunkelheit der Höhlen, da, wo das Geheimnis sich lagert, das Unheimliche, seine Wiedergaben der Tiere. Er sagt der Gottheit durch das Bild: Gib uns dieses Tier, das wir brauchen, um leben zu können. Es ist eine naturhafte, eine wirklichkeitsnahe Kunst, so wie seine Welt eine Wirklichkeit bedeutet, aber sie lagert sich in dem Raume, der das Unendliche umfaßt. Sein über das Wirkliche hinausgehendes Erleben ist getragen von dem Gedanken des Vaters der Menschen und der Tiere, dem Gott-Vater, dem Urmonotheismus, genau wie bei den heute lebenden Stämmen der gleichen Wirtschaftsform, der Jäger und Sammler, etwa der Buschmänner, der Eskimos.

Der Mensch der Neusteinzeit aber ist einerseits der Ackerbauer, dort wo der Boden der Erde diese Lebensform ermöglicht, oder er ist der Viehzüchter, der Nomade. Bei dem Viehzüchter wird sich der Gott-Vater-Gedanke bewahren, das männliche, das bespringende Tier ist der Träger der Fruchtbarkeit und des Lebens.

Bei dem Ackerbauer aber wird sich die weibliche Gottheit entfalten müssen, denn es ist der Same, der die Frucht trägt. Er wird dem Boden gegeben und der Ertrag entfaltet sich. Das ist das Wesen der Frau, sie ist es, die die Fortdauer der Art bedeutet. Mag diese weibliche Gottheit Astarte heißen, Astarot, mag sie zur Venus werden oder zur Madonna, es ist der gleiche Gedanke an die Trägerin des Lebens.

Die Fruchtbarkeit aber ist ein abstrakter Gedanke, nicht sichtbar, nur auszudrücken im Symbol, im Sinnbild, und so wird eine abstrakte Kunst diese Epoche beherrschen. Durch Jahrtausende hindurch gibt es nicht eine naturhafte Gestaltung, sowohl im Felsbild wie in der Skulptur.

Das dritte wirtschaftliche Stadium, entstehend mit dem Bergbau, mit dem Suchen nach Kupfer, nach Zinn, nach Gold, wird ein neues geistiges Erleben gestalten, die Wirtschaftsform: Stadt, Schrift und Handel. Beziehungen zwischen den Völkern und den Stämmen werden sich entwickeln, der Blick wird weiter, freier, größer. Der Gedanke wird mehr auf die belebende Tat gerichtet sein. Die Wirklichkeit wird beginnen, mit stärkeren Worten zu sprechen. Die Kunst wird

naturhafter werden. In Europa ist das zu erkennen bei den Griechen, den Etruskern, den Iberern, den Kelten. In Asien sind es die frühen Hochkulturen, die dieses Stadium erleben und sichtbar gestalten.

Das vierte Stadium ist das der Industrie. Wir erleben es in Europa seit etwa 1850, wirksamer seit 1900. Dieses Stadium lagert sich nicht mehr in den Umkreis dieses Buches. Dieses Stadium bringt neue Probleme, neue Aufgaben, neue Ziele. Die Kunst ist wiederum abstrakt geworden. Der Grund mag darin zu suchen sein, daß gerade die Technik es ist, die wieder den Blick wendet auf das Unbegreifliche. Das Radio, das Fernsehen, die Fahrt zum Monde, die Entdeckung der Zellteilung, die Atomzertrümmerung — das alles leitet den Menschen wieder zu der Frage des Unendlichen.

Es sind gliedernde, tragende Gedanken, die die Grundlagen dieses Buches bedeuten. Seine Basis aber ist die einzelne Entdeckung, die einzelne Grabung, der einzelne Fund. Jeder dieser Funde ist ein Mosaikstein, bestimmt, ein Ganzes zu enthüllen, nämlich den Menschen in seiner wechselnden Wesensart, schwankend zwischen Hier und Dort, den Schwerpunkt verlagernd entsprechend seiner Wirtschaftsform in dieses Raumgebiet oder in jenes.

Der Ausgräber ist der Mensch, die Persönlichkeit, getragen von den großen Fragen nach dem Gewesenen, nach dem Geschehen des Vergangenen. Denn nur aus dem, was einmal war, erwächst das Gegenwärtige und das Folgende, so wie jeder einzelne Mensch beruht auf denen, die vor ihm waren, lebten und litten, genau so beruht die Menschheit auf den Epochen, die das Vergangene getragen haben.

Vor unserer Zeit hat es auch die Ruinen gegeben, auch zufällige Funde, der Mensch hat sie betrachtet, die Fundstücke gesammelt, sie haben ihm nichts gesagt, auch nichts zu sagen vermocht. Der heutige Forscher, der Ausgräber, der systematisch, der wissenschaftlich gräbt, erst er ist es, der die entscheidende Fragestellung auszulösen vermag. Deshalb ist die Persönlichkeit des Grabenden, des Forschers von besonderer Bedeutung, und das ist der Grund, warum in diesem Buche die Namen der Ausgräber aufgeführt werden, ihre Lebensdaten, ihre Veröffentlichungen. Oft auch werden persönliche Erinnerungen von ihnen berichtet, manchmal auch meine Beziehungen zu ihnen. Denn es sind 60 Jahre hindurch, in denen mich diese Wissenschaft fesselt und immer wieder von neuem begeistert. Viele Forscher der vergangenen Generation habe ich noch erlebt, habe mit ihnen Stunden und manchmal Tage verbringen können. So wird das persönliche Erleben eingeflochten in dieses Werk.

So mag ich auch zu mir selbst bemerken, daß ich dieses Buch nicht hätte verfassen können, wenn es mir nicht möglich gewesen wäre, fast alle wichtigen Fundorte der Erde selbst zu besuchen. Zwei Reisen um die Welt in den Jahren 1931 und 1933 brachten mich nach Italien, Griechenland, Palästina, Afrika, Indien, Ceylon, Borneo, Sumatra, Java, Bali, Philippinen, Taiwan, China, Japan, Kalifornien, Panama, Kuba, Nord-Amerika. Immer wieder bin ich in Amerika gewesen, als Vortragender an vielen Universitäten, als Mitarbeiter am Metropolitan-Museum, als Gastprofessor an der Wayne State-University in Detroit in den Jahren 1959 und 1960, und wieder als Gastprofessor an der University of California in Berkeley

1963. Daran anschließend habe ich die Pyramiden von Mexiko besuchen können. 1967 unternahm ich eine Reise durch den Balkan und die Türkei nach Iran und Irak, nach Babylon, Assur, Ninive, Ur, 1974 nach Rußland. Immer wieder aber, seit 1923, habe ich die Höhlen in Frankreich und Spanien aufgesucht, manche Höhle als einer der ersten zusammen mit den Entdeckern.

So ruht dieses Buch auf eigenen Anschauungen, auf eigenen Erlebnissen, auch auf eigenen Gedanken und Vorstellungen.

Aus dem Gefüge der einzelnen Tatsachen soll ein Gesamtbild entstehen, wie ich meine das Erste, das als Ganzes bisher vorgelegt worden ist.

Das sind die tragenden Gedanken dieses Buches, es will nicht nur die einzelne Grabung neben die andere stellen, es will den Sinn des Geschehens durch den Menschen auf dieser Erde deutlich zu machen versuchen. Dieses Buch trägt in sich die Aufgabe, durch die Erscheinungen und Tatsachen hindurch das Wesen des Menschen zu erfassen durch alle Zeiten und Erdteile. Der Mensch wandelt sich, aber die Menschheit bleibt immer die gleiche. Es sind große Fragen, auf denen diese Arbeit ruht, Fragen um das Menschsein überhaupt. Der Mensch ist das Wesen, das die Wirklichkeit erkennt, das aufgerufen ist, diese Wirklichkeit zu beherrschen und zu gestalten. Der Mensch ist aber auch das Wesen, das über die Wirklichkeit hinaus das Ewige, das Unendliche geistig zu ergreifen vermag. Die Zahl weist ins Unendliche, der Raum weist ins Unendliche, die Zeit weist ins Unendliche. Geburt und Tod, die Begrenzungen des menschlichen Daseins, sie weisen hin in das Unendliche. Dieses Wesen Mensch von seinen Anfängen her zu verstehen und zu deuten, das soll der Sinn und die Aufgabe dieses Buches sein.

Im Februar 1976

Herbert Kühn

Inhalt

Vorwort	V
-------------------	---

KAPITEL I

Der Mensch und das Problem der Vorgeschichte	1
--	---

Die Urfrage, das Ursein 1	Das babylonische, ägyptische, chinesische Denken 2	
Der Urmythos bei Plato, Hesiod, Jesajas, Virgil 2	Die Urfrage im 19. Jh. 3	Die Urfrage im 20. Jh. 3
Die Urfrage in der französischen Revolution 4	Die Urfrage bei Schiller 5	Die Kunst der Gegenwart und die Vorgeschichte 5
Kunstwandlungen und Begegnungen 6	Vorgeschichte und Gegenwart 7	

KAPITEL II

Sinn und Bedeutung der Vorgeschichte.	8
---	---

Die Bedeutung der vorgeschichtlichen Forschung 8	Prokop als Beispiel für Irrtümer der geschriebenen Geschichte 9
Die Schrift als Grenze zwischen Vorgeschichte und Geschichte 9	Die Bezeichnungen Vorgeschichte, Urgeschichte, Frühgeschichte 10
Die Wurzeln der Vorgeschichte 12	

KAPITEL III

Die Forschung in der Antike und im Mittelalter	13
--	----

Ausgrabungen und Sammeln 13	Der Mensch der Eiszeit u. das Sammeln und Ausgraben 13	Ausgrabungen in Mesopotamien in alter Zeit 14	Ausgrabungen bei den Römern 14	Das Mittelalter und die Vorgeschichte 15
-----------------------------	--	---	--------------------------------	--

KAPITEL IV

Die Forschung im 16. und 17. Jahrhundert	15
--	----

Deutschland und die Schweiz 15	Skandinavien 19	England 21	Frankreich 21	Übersicht 22
--------------------------------	-----------------	------------	---------------	--------------

KAPITEL V

Die Forschung im 18. Jahrhundert. 24

Die philosophischen Grundlagen 24 Übersicht 27 England 28
 Deutschland 29 Frankreich 30 Italien 33 Übersicht 35

KAPITEL VI

Die Forschung in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts 36

Die kunstgeschichtlichen Grundlagen 36 Die philosophischen Grundlagen 38
 Die naturwissenschaftlichen Grundlagen 41 Frankreich, Eiszeit 46 England,
 Eiszeit 51 Das Dreiperiodensystem 51 Worsaae 59 Ludwig Lin-
 denschmit d. Ältere, Hostmann, Kemble 64 Südrußland, Skythen 70 Italien,
 Etrusker 72 Deutschland, Ausgräber 77 England 81 Klassische Archä-
 ologie 83 Übersicht 86 Ägypten 87 Mesopotamien 91 Ame-
 rika, Mexico 95 Amerika, Vereinigte Staaten 100

KAPITEL VII

Die Forschung in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts 102

Übersicht 102 Die naturwissenschaftlichen Grundlagen 103 Die philosophi-
 schen Grundlagen 106 Die kulturgeschichtlichen Grundlagen 112

Paläolithikum 114

Deutschland, Neandertaler 114 Spanien, Tschechoslowakei, Belgien, Neandertaler
 115 Java, Vorneandertaler 115 Frankreich, Belgien, Monaco, Nachneandertaler
 116 Tschechoslowakei, Nachneandertaler 121 Übersicht 122 Frank-
 reich, Kunst der Eiszeit, Kleinkunst 124 Frankreich, Kunst der Eiszeit, Wandkunst
 127 Spanien, Kunst der Eiszeit, Wandkunst 129 Frankreich, Tschechoslowakei,
 Kunst der Eiszeit, Kleinkunst 132 Deutschland, Schweiz, England, Kunst der Eiszeit,
 Kleinkunst 134 Übersicht 135

Neolithikum und Bronzezeit 137

Skandinavien, Neusteinzeit und Bronzezeit, Gesamtfragen 137

Mesolithikum 143

Mesolithikum 143 Sophus Müller, Oskar Montelius 146

Bronzezeit 147

Zeitstellung der Bronzezeit 147 Felsbilder in Schweden 158 Goethe und Fels-
 bilder 159 Bronzezeitfragen in anderen Ländern 161 Südrußland, Skythen bis
 1880 164 Deutschland, Skythen 168 Südrußland, Skythen nach 1880 169

Eisenzeit 171

Österreich, Hallstatt 171	Schweiz, neolithische Pfahlbauten u. Latène 175	Gliederung der Latène-Periode 177	Italien. Terramare-Funde 178	Italien, Pfahlbauten 180	Etrusker 181	Österreich. Strettweg, Watsch 186	Spanien. Cerro de Los Santos und Elche 187	Dänemark. Gundestrup 188	England. Battersea 189	Deutschland. Latène-Funde 190	Frankreich. Napoléon III. Alesia, Bibracte, Gergovia 191	Moritz Hoernes zur Lage 195	Übersicht 197
---------------------------	---	-----------------------------------	------------------------------	--------------------------	--------------	-----------------------------------	--	--------------------------	------------------------	-------------------------------	--	-----------------------------	---------------

KAPITEL VIII

Klassische Archäologie 198

Athen 198	Dipylon, Kerameikos, Olympia 200	Pergamon 202	Milet 204	Magnesia 204	Priene 204	Delphi 205	Samothrake 206	Delos 207	Übersicht 208	Rom 209	Deutschland, Hildesheim 210	Italien, Boscoreale 210	Frankreich 211	England, Jugoslawien, Spanien 212	Rumänien 213	Übersicht 213
-----------	----------------------------------	--------------	-----------	--------------	------------	------------	----------------	-----------	---------------	---------	-----------------------------	-------------------------	----------------	-----------------------------------	--------------	---------------

Völkerwanderungszeit 214

Deutschland 214	Frankreich, Luxemburg, Holland 220	Belgien 221	England 222	Italien 225	Spanien 227	Rumänien 228	Übersicht 228
-----------------	------------------------------------	-------------	-------------	-------------	-------------	--------------	---------------

Wikinger 229

Die historische Lage 229	Schweden, Silberfunde 231	Deutschland, Hiddensee 231	Gokstad, Jellinge, Vendel 232	Birka 234	Rußland 235	Zusammenfassung 236	Zusammenfassung für die 2. Hälfte d. 19. Jh. 236
--------------------------	---------------------------	----------------------------	-------------------------------	-----------	-------------	---------------------	--

KAPITEL IX

Außer-Europa 245

Heinrich Schliemann, Troja 245	Neue Ausgrabungstechnik 251	Ägypten, Flinders Petrie, Gaston Maspero 252	Mesopotamien 258	Palästina 259	Hethiter 260	Indien 261	Amerika 262	Afrika 264
--------------------------------	-----------------------------	--	------------------	---------------	--------------	------------	-------------	------------

Ergebnisse 265

Auswertungen 265

Die kunstgeschichtliche Auswertung 265	Die wirtschaftsgeschichtliche Auswertung 270	Die religionsgeschichtliche Auswertung 271	Übersicht 273
--	--	--	---------------

KAPITEL X

Die Forschung im 20. Jahrhundert.	274							
Europa 274	Die philosophischen Grundlagen 275	Malerei der Eiszeit, Anfänge der Forschung 277	Die Kunstgeschichte u. die Malerei der Eiszeit 279	Malerei der Eiszeit bis 1925 282				
<i>Felsbilder 1900—1950</i>	285							
Spanien 285	Frankreich 287	Deutschland 293	Italien 294					
<i>Ausgrabungen bis 1950</i>	294							
Gliederung der Funde 294	Spanien 295	Frankreich 295	Deutschland 297	Schweiz, Österreich, Tschechoslowakei, Italien 298	Sowjetunion 300			
Überblick 303								
<i>Felsbilder 1950—1975</i>	304							
Übersicht 304	Frankreich 305	Spanien, Portugal 307	Italien 310	Sowjetunion 310	Nach 1950 erschienene Werke 311	Ergebnisse 312		
Gerhart Hauptmann u. Felsbilder 313	Die Anfänge der Schrift u. Felsbilder 313							
<i>Ausgrabungen 1950—1975</i>	314							
Die Radiokarbon-Datierung 314	Frankreich 315	Tschechoslowakei 317	Deutschland 318	Übersicht 319				
<i>Mesolithikum</i>	320							
Der Mensch des Mesolithikums, Radiokarbon-Daten 320	Entwicklung des Begriffes Mesolithikum 321	Ostspanische Kunst, Frage der Zeitstellung 323	Skandinavische und Finnländische Kunst 327					
<i>Neolithikum</i>	328							
Die neolithische Revolution 328	Neolithische abstrakte Kunst 329	Neolithische Kunst, Forschungsgeschichte 329	Verbreitung des Neolithikums 331	Sophus Müller 332	Gustaf Kossinna 337	Carl Schuchhardt 339	Nord-Idee 341	Robert Forrer 344
<i>Indogermanenfrage</i>	346							
Gegensätze 346	Gordon Childe 351	Rassenidee 352	Probleme 1950—1975 357	Zusammenfassung 360				

KAPITEL XI

Aufgaben der Neolith-Forschung	362
Paul Reinecke u. Karl Schumacher 362	Übersicht 365

<i>Bandkeramik</i>	366
Deutschland 366	Hans Reinerth 370
Belgien, Holland 373	Frankreich 373
Tschechoslowakei 374	Ungarn 375
Jugoslawien 376	Bulgarien 377
Rumänien 378	Polen 381
Sowjet-Union 381	Strahlungen der Hochkulturen zum Mittelmeer 385
Datierung des Neolithikums 388	Wanderung oder Kultureinfluß 388
 <i>Megalithkultur</i>	 390
Wurzel der Megalithkultur, Ägypten, Arabien 390	Malta 395
Süditalien, Sizilien, Korsika, Sardinien 395	Balearn 397
Nordafrika 398	Spanien und Portugal 399
Frankreich 403	England, Schottland 404
Holland 405	Skandinavien 406
Deutschland 407	Megalithkultur in Mittel- u. Ostasien 408
Sinn und Bedeutung des Megalithproblems 409	
 <i>Schnurkeramik</i>	 410
Aufgabe der Forschung 410	Wesen der Schnurkeramik 411
Deutschland 412	Tschechoslowakei, Polen 414
Sowjetunion 415	Zusammenfassung 416
 <i>Glockenbecher</i>	 417
Aufgabe der Forschung 417	Spanien, Frankreich, Mittelmeer-Inseln, Italien 418
Deutschland 419	Holland, England, Tschechoslowakei, Österreich, Ungarn 420
Zusammenfassung 421	
 <i>Chassey-Kultur, Michelsberg</i>	
<i>Kamm- und Grübchenkeramik</i>	421
Zusammenfassung 421	Einzelgruppen in Mitteleuropa 423
Einzelgruppen in Süddeutschland 425	Oswald Menghin 426
Zusammenfassung 428	
 <i>Lexika</i>	 429
Joseph Déchelette 429	Max Ebert 430

KAPITEL XII

<i>Bronzezeit</i>	432
Übersicht 432	
 <i>Nordischer Kreis</i>	 432
Trundholm, Borkendorf, Seddin, Eberswalde, Goldgefäße 433	Kleidung 438
 <i>Lausitzer Kreis</i>	 439
Probleme der Forschung 439	Polen, Tschechoslowakei, Jugoslawien, Rumänien, Un-

garn 439	Übersicht 443	Handel 443	Bergbau 445	Die ethnische Frage 446	
<i>Urnenfelder-Kultur</i>					447
Problematik 447	Osteuropa und Mittelmeer 450	England 451	Spanien 452	Sowjetunion 452	Übersicht 453
<i>Kreta</i>					456
Sir Arthur Evans, Knossos 456	Andere Grabungen auf Kreta 459				
<i>Die Steppenvölker</i>					460
Übersicht 460	Skythen 461	Sarmaten, Hunnen 462	M. Rostovtzeff, G. Borovka, Max Ebert 463		
<i>Kuban-Gebiet</i>					465
Übersicht 465	Mongolei 467	Ungarn, Rumänien, Bulgarien 468			
<i>Sino-sibirische Bronzen</i>					472
Anfänge der Forschung 472	Minussinsk-Becken 475	Afanasevo-Kultur, Andronovo-Kultur, Karasuk-Kultur 484			Zusammenfassung 486
<i>Perm</i>					488
<i>Hunnen</i>					488
<i>Awaren</i>					490
<i>Luristan-Bronzen</i>					491
Problematik 491	Ergebnis der Forschung über die Steppenvölker 499				

KAPITEL XIII

<i>Eisenzeit</i>					500
<i>Kelten</i>					500
Trichtingen 500	Entremont 501	Heuneburg 502	Vix 503		
Reinheim 504	Manching 506	Hirschlanden 507	Kelten, Übersicht 508		
<i>Iberer</i>					511
Übersicht 511	Despeñaperros 511	Catellar de Santisteban 512	Architektur 513		
Grabungen nach 1940 514	Ergebnis 515				

Etrusker 515
 Grabungsmethoden, Entdeckungen 515 Restaurierung 518 Situlen 519

Klassische Antike, Rom Imperium 521
 Rom 521 Ostia 523 Palaestrina, Tivoli 524 Pompeji 524 Her-
 culaneum 525

Nordafrika 526
 Timgad 526 Leptis Magna 526 Sabratha 527

Syrien 527
 Baalbek 527

Deutschland 528
 Hemmoor 528 Westgermanische Bodenfunde 529 Trier 529 Köln
 530 Mainz, Xanten, Straubing, Homburg v. d. H. 531

Schweiz 533
 Augst 533

Felsbilder 534
 Mont Bego und Valcamonica 534

Klassische Antike, Griechenland 536
 Athen 536 Pylos, Kos, Epidaurus 537 Korfu, Korinth, Lemnos, Rhodos,
 Messene 537 Mykene 538 Olympia, Olynth, Samos 538 Kreta 538
 Thera, Santorin, Sizilien 539 Ampurias 542 Milet, Ephesos 543 Per-
 gamon 543 Troja, Aphrodisias 544 Übersicht 545

KAPITEL XIV

Völkerwanderungszeit, Wikinger 546

Übersicht 546 Frankreich 547 St. Denis 550 Deutschland, Fund-
 berichte 552 Köln, Dom 559 Beckum, Morken, Krefeld-Gellep 560

Mittel- u. Ostdeutschland nach 1940 562 Einzelne Fundgruppen 563 Zusammen-
 fassung 565 Österreich 565 Schweiz 567 Belgien, Holland,
 Dänemark 567 Schweden 568 Norwegen 569 England 570

Sutton Hoo 572 Italien 572 Spanien u. Portugal 575 Tschecho-
 slowakei 578 Ungarn 579 Jugoslawien 583 Rumänien 584

Rußland 586 Zusammenfassung 587 Bernhard Salin 589 Erstes
 Problem: Flechtornament 591 Zweites Problem: Tierornament 592 Kunst,
 zusammenfassend 595 Volksmäßige Bestimmung 595 Gepiden u. Langobar-

den in Ungarn u. Österreich	595	Goten, Heruler, Franken in Ostpreußen	597
Goten u. Langobarden in Italien	599	Drittes Problem: Datierung	600

Wikingerzeit 605

Übersicht, Schweden und Norwegen	605	Hon, Asarve, Stora Vellinge	606	Valsgärde, Tuna, Vallhagar	606	Helgö	608	Eketorp	608	Oseberg-Schiff	609
Tune- und Borre-Schiff	611	Dänemark	612	Trelleborg, West-Seeland	612	Aggersborg, Fyrkat und Odense	613	Rußland	614	Gnezdovo, Kiew, Mihailovskoje	614
Deutschland, Haithabu	615	Überblick	616	Überblick über das Erreichte v. 1900—1975	617	Handbücher	619	Karten Europa	621		

KAPITEL XV

Die Forschung im 20. Jahrhundert außerhalb Europas 637

Vorderasien. 637

Mesopotamien 637

Assur und Andrae	642	Das Problem der Entwicklung	647	Susa und de Morgan	648	Lagasch, Tello	650	Sumerische Keilschriften	651	Kisch	652
Djemdet Nasr	653	Mesilim-Epoche	653	El Obeid, Eridu	654	Tell Halaf und Frh. v. Oppenheim	656	Hethiter-Problem	660	Ergebnisse bis 1930	663
Ur, der Turm, und Woolley	665	Ur und die Königsgräber	666	Uruk-Warka und seine Ausgräber	670	Mari und Parrot	673	Das Problem der vorgeschichtlichen Gliederung	675	Djarmo	676
Das Problem Paläolithikum-Neolithikum	676	Tell Asmar und Wiesbaden	678	Chafadje	681	Tepe Gawra	681	Tell Uqair und Ras Amije	682	Das Problem der Hochkultur	682
Ninive	683	Nimrud	683	Chorsabad	683	Shanidar	684	Ergebnis	685		

Persien, Iran 685

Problemlagerung, Roman Ghirshman	685	Tepe Giyan	687	Tepe Sialk	687
Ghar-i-Kamarband	689	Tell-i-Gap, Tell-i-Bakun	690	Ali Kosch	691
Tepe Sabz	691	Tepe Guran	692	Das Problem Ackerbau	692

Achämeniden 692

Persepolis	692	Naqsch i-Rustem	694	Pasargadae	694
------------	-----	-----------------	-----	------------	-----

Parther 695

Übersicht	695	Dura Europos	696	Palmyra	697	Hatra	698
Nemrud Dagh	699	Wolfsheim	700	Altussheim	701	Nisa, Merw	702

Sassaniden 703

Übersicht	703	Bishapur	704	Ktesiphon	705	Khosroes-Schale	705
Sassanidische Silberschalen	706						

Arabien 707

Übersicht 707 Gabal Tala, Kawd Am-Sailah, Subr-Lahej, Husn al Ghurab, Shabwa
708 Wadi Hadramaut 709 Zusammenfassung 710

Palästina 710

Berg Karmel 710 Megalithkultur 713 Megiddo, Lachis, Jericho 714
Samaria, Telcilat Ghassul 717 Gezer, Ezjon-Geber 718 Jerusalem 721
Hazor 723 Schriftrollen vom Toten Meer 723 Masada 726

Syrien 732

Jabrud 732 Ugarit, Ras Schamra 734 Tell Brak, Tell Tschagar Bazar 736
Karkemisch 737

Kleinasien 738

Boghazköy-Hattusa 738 Entzifferung des Hethitischen 742 Alaça Höyük
746 Catal Höyük 748 Karatepe, Alishar Hüyük 750 Zusammenfassung
751

KAPITEL XVI

Inner-Asien und Ostasien 753

Turfan 753 Samarkand 753 Warachscha, Pjandshikent u. a. 757 Anau
758 Oxus-Schatz u. a. 760

Felsbilder 762

Indien 763

Paläolithikum 763 Neolithikum 767 Megalithbauten 768 Felsbilder
769 Indus-Kultur 770 Ganges-Kultur 774 Ellora und Ajanta 776

Hinterindien und Indonesien 778

Paläolithikum Java 778 Neolithikum 780 Bronzezeit 780 Megalith-
Bauten 781 Borobodur 783 Prambanan 785 Angkor Wat 786

Ostasien 790

China 790

Sinanthropus 790 Lan-t'ien 792 Mesolithikum 793 Neolithikum
794 Shang-Dynastie 798 An-Yang 799 Chéng-chou 802 Tschou
802 Han-Dynastie 803

Korea 805

Kammkeramik 805 Megalith-Gräber 809 T'ung Kou 810 Pulguksa
811

Japan 812

Yayoi-machi 812 Yomon-Kultur 814 Yayoi-Kultur 816 Hügel-
gräber 817 Haniwa 818 Karten Asien 821

KAPITEL XVII

Afrika 833*Ägypten* 833

Tut-ench-Amon 833 Sakkara 837 Badari 838 Negade I, Amrah
839 Negade II, Gerzeh 841 Birket-Karun 842 Paläolithikum 842
Neolithikum 844 Tell el-Amarna 845 Sakkara, Merneith, Dashur 847
Totenbücher 849

Nordafrika 852

Felsbilder Tiout 852 Datierung der Felsbilder 853 Felsbilder Nubiens 855
Felsbilder Libyens 857 Felsbilder Tassili 858 Felsbilder Atlas 860 Pa-
läolithikum 861 Capsien 864 Sahara 865

Mittelafrika 867

Oldoway 867 Paläolithikum 869 Ostseite Mittelafrikas 871 Benin 873
Ife 876 Simbabwe 878 Abessinien 880 Felsbilder 883

Südafrika 884

Boskop 884 Taungs 885 Felsbilder 887 Neuere Arbeiten 893
Karten Afrika 899

KAPITEL XVIII

Amerika 904*Nordamerika* 904

Folsom 904 Sandia-Höhle 906 Clovis 908 Cochise 909 Te-
pexpan 910 Laguna-Mädchen 913 Korbflechter 914 Pueblos 916
Hohokam-Kultur 918 Mound-Builder 919 Felsbilder Kalifornien, Nevada
922 Felsbilder Canada 926

Mittelamerika 928

Teotihuacán	928	Chichen Itzá	930	Uxmal	933	Palenque	934
Bonampak	935	Tikal	936	Copán	937	Tula	938
Albán	939	Mitla	941	El Tajin, Papantla	941	Lambityeco	942
Altun Ha	943	Totimehuacán	945	Eduard Seler	946	Sahagun, Codices	947
		Kalender der Maya	949	Cuicuilco	952	Zacatenco, Tlalico	
953		Einflüsse Asiens auf Mittelamerika	954				

Kolumbien und Panama 958

San Agustín	958	Tierradentro	961
-------------	-----	--------------	-----

Peru 962

Huaca Prieta	964	Chavín	964	Moche	967	Tiahuanaco	968
Chan-Chan	969	Karten Amerika	971				

KAPITEL XIX

Australien 975

Entdeckung	975	Keilor, Talgai, Cohuna	976	Tasmanien	978	Murray-Tal	978
		Walzenbeil	979	Felsbilder	980	Karte Australien	985

Zusammenfassung Außer-Europa 986

Personenregister 899

Ortsregister 1026

KAPITEL I

Der Mensch und das Problem der Vorgeschichte

Die größte und tiefste Frage, die der Mensch immer gestellt hat, und die er immer wieder neu stellen wird, das ist die Frage nach seinem eigenen Ursprung, nach seiner Herkunft, nach seinem Erwachen auf diesem Stern, den er die Erde nennt.

Schon Huxley hatte diese Frage die größte Frage genannt, ebenso Haeckel und neuerdings wieder Karl Jaspers. Es gibt keinen Mythos, keine Sage der Völker, keine Religion der Erde, keine Philosophie, die nicht von diesem Gedanken ausgeht: Wo kommt der Mensch her, wie ist der Mensch geschaffen worden, wo liegt sein Ursprung, wo sein Anfang, sein Ausgang, sein Beginnen zu der geistigen Größe und Erhabenheit, die ihn abhebt von der Welt der Tiere? Der Mensch ist das Rätsel, das zwischen Tier steht und Gott, und immer ist dieses Rätsel sich selbst Gegenstand der Untersuchung, der Frage, der Anrufung gewesen.

Jahrtausende hindurch haben die Menschen sich dunkle Vorstellungen geschaffen über den Dämmer ihres eigenen Morgens, denn so wie kein Mensch ein Bewußtsein und eine Erinnerung hat an seine eigene Geburt, so hat auch die Menschheit keine Erinnerung an ihr eigenes Erwachen.

Aber die Menschheit will wissen um diesen Vorgang, weil immer das Werden zugleich das Ziel in sich schließt, weil immer Anfang und Ende in innerer Beziehung stehen. Der Mensch aber kann nicht leben ohne ein Ziel, ohne eine Richtung seines Weges, ohne eine Wertsetzung seines Daseins, die wie ein Licht seinen Weg erhellt. Der Weg aber muß immer, wenn er auf ein Ende zuführt, auch einen Anfang haben, und so sind Ausgang und Ziel eine Einheit — sie sind die Polarpunkte des Schrittes des Menschen über die Erde.

Das Ziel — der Wert, der Sinn, der Inhalt des Lebens, die Aufgabe des Daseins, ist immer die Zukunft, sie liegt im Schatten der Berge. Aber das Gewesene, der Anfang, der Ursprung, der Ausgang — er war, er ist gewesen, er ist Wirklichkeit, er ist Vergangenheit — warum weiß der Mensch nichts um seine Vergangenheit? Wie kann er wissen um sein Ziel, um seine Zukunft, wenn er nicht weiß um sein Gewesenes?

Die messianische Hoffnung muß ausgehen von dem Paradies, von dem Ursein, und immer ist es höchste Erwartung, dieses Ursein wieder zu schaffen, wieder zu sein wie der Mensch ursprünglich war. Die Frage nach dem Anfang ist so die Frage nach dem Menschsein überhaupt. Und alle großen Probleme der Menschheit haben hier ihre Wurzel. Woher kommt die Gebrochenheit des Menschen, seine Verworfenheit, seine Lüge, seine Untreue, seine Falschheit — das Böse? Ist es mit ihm urchgegeben, ist es bei ihm und mit ihm von Anfang an, oder ist es entstanden in einem Abfall von dem ursprünglichen Sein, dem Sein der Wahrheit, der Echtheit, der Würde, der Güte? Wie ist der Mensch in seinem Ursprung? Und immer wieder die ewige Frage nach dem Urwesen, nach dem Ursein, nach Adam.

Es ist nicht eine müßige Frage, es ist auch nicht nur eine Frage der Wissenschaft. Die Wissenschaft ist erst sehr jung, aber die Frage ist alt, denn sie ist die Urfrage, weil sie die Frage nach dem Wege im Dasein ist, die Frage nach dem Menschsein überhaupt, nach Sinn und Wert des Menschen, nach seiner Zielsetzung, seiner Aufgabe und seiner Größe.

Die großen alten Völker, die das Denken um den Menschen zuerst geordnet haben, die Mesopotamier, die Ägypter, die Chinesen, sie haben einen Mythos geschaffen von einem Urmenschen, der der erste ist, und der in Harmonie lebte mit der Welt, in Eintracht mit den Tieren, in der Geborgenheit, in der Sicherheit und in der Güte des Herzens.

Die babylonischen Berichte sprechen in den sumerischen Texten vom Wohnsitz der Götter, wo sich die Gottheit des Lebens der Herden und die des Getreides aufhält. Im Gilgamesch-Epos, das dem dritten Jahrtausend zugehört, lebt Enkidu mit den Tieren in Glück und Zufriedenheit. Mit den Gazellen zusammen ißt er die Kräuter des Feldes. Mit dem Vieh trinkt er an der gemeinsamen Tränke. Mit dem Gewimmel des Wassers tummelt er sich in der Flut.

In einem der ägyptischen Pyramidentexte heißt es von der ältesten Zeit, zufrieden sind alle Götter im Himmel, alle Götter auf Erden, zufrieden sind alle Götter des Südens und Nordens, alle Götter des Westens und Ostens, zufrieden sind alle Götter der Gaue und alle Götter der Städte. Der Mensch lebt mit den Tieren, mit den Göttern in Glückseligkeit und Eintracht.

Im chinesischen Denken, wie es im J Ging (Yi king) überliefert ist, lebt die Menschheit zuerst von Jagd und Fischfang, sie ist in Harmonie mit dem Leben, mit der Welt. Die Menschen wachsen mit den Tieren auf in Eintracht und Verbundenheit, der Adam dieser Epoche hat den Namen Pao Hi.

Der Mensch lebt glücklich, er kennt nicht die Arbeit, die Sorge, die Mühe, er hat genug der Nahrung, die Tiere sind um ihn, er lebt mit ihnen, er lebt von ihnen, sie geben ihm Nahrung, Kleidung, die notwendigen Werkzeuge aus Knochen und Horn.

Plato beschwört diesen Mythos vom ursprünglichen, urchgegebenen Paradies im Buch vom Staat (269), der Gedanke lebt bei Hesiod (Erga 110), er erscheint bei Jesaias (11; 8; 65, 25), bei Virgil (6. Ekloge).

Und immer erhält sich der Gedanke der ewigen Wiederkehr der urchen Harmonie, die Menschen werden ein neues goldenes Zeitalter erleben, wieder wird Eintracht sein, Friede, Glück, Zusammenleben, Kampfllosigkeit. Jesaias spricht von dieser kommenden Epoche (26, 19), der Messias wird erscheinen und die Welt erneuern (Jes. 65, 17), und in der Gegenwart ist der tragende Gedanke bei Marx nichts anderes als die Wiederherstellung des verlorenen Paradieses in der Zukunft durch die Aufhebung des Eigentums.

Gedanken von unerhörter Kraft, Gedanken, die die Welten unserer Zeit bewegen, aufs tiefste bewegen, und die dem Menschen immer Inhalt, Aufgabe, Sinn und Zweck des Daseins gaben, mythische Gedanken, Archetypen von ungeahnter Gehaltenheit und nie vorhergesehener Stärke.

Das neunzehnte Jahrhundert mit Marx und Engels hat geglaubt, diese Gedanken herausheben zu können aus der Undurchsichtigkeit des Mythos in die Klarheit des logischen Gedankens, in den wissenschaftlichen Sozialismus, wie sie es nannten. Aber gerade die Tatsache, daß diesen Gedanken das älteste Erleben des Menschen zugrunde liegt, daß es uralte Mythen und Sagen sind, die dieses Denken tragen, das gibt ihnen die innere, lebendige Kraft. Niemals hätte eine Geldtheorie, niemals hätte ein nationalökonomisches Denkgefüge die Menschen bewegt — das Messianische des Sozialismus ist es, was die dynamische Kraft in sich trägt. Sie ist so stark, daß sie die heute lebende Menschheit in zwei feindliche Lager spalten konnte, in zwei Lager, die noch erbitterter gegeneinander stehen als in den größten Kriegen um die Religionen.

Es ist die Frage nach dem Ursein des Menschen, die in den Mittelpunkt unserer Tage getreten ist, eine zuletzt prähistorische Frage, eine im Anfang urmythische Frage.

Der Mensch unserer Zeit hat zwei der furchtbarsten Kriege erlebt, die je die Menschheit zu tragen hatte. Der erste Weltkrieg, 1914—18, verlangte 3,2 Millionen Tote, der zweite, von 1939—45, verlangte 40 Millionen Tote. Etwa 10 Millionen Menschen wurden in Konzentrationslagern gehalten, allein in Auschwitz gab es 4 Millionen Tote, die Zahl der Toten in den Lagern beträgt etwa 6 Millionen.

Welche Zahlen, welche fürchterlichen Zahlen. Zahlen in dem Erdteil Europa, der sich selbst für den entwickeltsten der Menschheit hält, und der sich so vollendet erachtet, daß er die anderen Völker der Welt zu seiner Höhe erheben will.

Es gibt in unserer Zeit niemanden, der nicht bedroht war vom Untergang, es gibt niemanden, dem nicht in diesen Zeiten der beiden Kriege und auch oft zwischen den Kriegen der Tod vor Augen stand. Das ganze Dasein des europäischen und vielfach auch des außereuropäischen Menschen war bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts gehalten von der ewigen Sorge, von dem Auf und Ab des Lebens, von Verzweiflung und Niederbruch, von Qual und Vernichtung. Kaiserthronen, Königsthronen sind gestürzt, Klassenkämpfe haben tiefe Wunden geschlagen, Grausamkeiten hat es gegeben wie nie zuvor, Tortur, absichtsvolle Quälereien, Geiselmord,

Verstümmelungen — alles das, was man schauernd gelesen hatte vom Mittelalter —, nur noch viel furchtbarer, viel überlegter, ausgeklügelter, durchdachter. Ganze Städte versanken in Schutt und Asche, und Elend, Schmerz und Tränen, Verzweiflung, Furcht und Grauen waren ungeheuer.

In solcher Zeit steigt stärker als in ausgerufenen Epochen der ewige Gedanke auf: was ist der Mensch, wie ist es möglich, daß der Mensch diese Grausamkeiten in sich tragen kann? Was ist der Mensch, wenn er so das Böse, das Abgrundtiefe, das mit Freude Vernichtende in sich birgt? Der Mensch steht da, fluchbeladen, zerbrochen, verzweifelt an sich selbst. Er hat das Schlimmste getan, was der Mensch tun kann: er hat sich vergangen an dem Gedanken des Menschentums und damit an dem Göttlichen, das der Mensch in sich trägt.

Eine solche Zeit muß nach dem Sinn des Menschen, nach seinem Wesen, nach seinem Sein, nach seinem Wert und seinem Unwert fragen — und so muß der Blick sich stärker als in früheren Epochen richten auf den ursprünglichen Menschen, auf den Urmenschen. Die Zeit muß in den Blick genommen werden, wo der Mensch noch einfach war, noch nicht verdorben und gebrochen durch Idee und Wahn, noch nicht eingespannt in die Schienen bestimmten Denkens, noch nicht erfaßt von den Kämpfen für einen Gedanken gegen einen anderen; die Zeit, in der der Mensch noch Mensch war — die Urzeit. Was ist der Mensch, daß ihm solche Wege möglich sind, was ist es, das ihn in unserer Zeit, die wir als die vollendetste ansehen, zum wilden Tiere werden ließ, hemmungslos im Mord, im Raub, in der Vernichtung?

Fragen, die immer wieder auftauchen in schweren Zeiten der Geschichte, Fragen, die das Christentum stellt, wenn es von Adam spricht, von seinem Abfall von Gott, von der Sünde. Fragen, die die Renaissance stellt, die Reformation, Fragen, die Erasmus von Rotterdam aufwirft, Melanchthon, Roger Bacon, Hugo Grotius.

In der französischen Revolution und in ihrer geistigen Bewegung stellt sich diese Frage in den Mittelpunkt des Denkens. Es ist die Frage nach den Menschenrechten, nach dem Naturgegebenen des Menschen in seiner Beziehung zu den anderen, nach seiner ursprünglichen Anlage, nach seinem letzten, tiefsten, im Anfang gegebenen Wesen.

Die Gedankenwelt Rousseaus ist ganz getragen von diesem Problem. Immer wieder spricht er von dem Naturmenschen, dem natürlichen Menschen, dem Urmenschen, dem Menschen in seinem Urgegebenen, er nennt ihn: *homme naturel*. Diese Gestalt ist der Träger und der Ausgangspunkt aller Folgerungen bei Rousseau. Zu dieser Idealgestalt muß der Mensch wieder zurückkehren, sie ist das Ziel alles Strebens, denn sie ist der wahre, der wirkliche, der erste Mensch.

Rousseau sagt wörtlich: „Der natürliche Mensch ist ein Ganzes für sich; er ist die numerische Einheit, das absolute Ganze, das nur zu sich selbst oder zu seinesgleichen in Beziehung steht. — Was haben wir zu tun, um diesen natürlichen Menschen zu bilden? Unzweifelhaft viel: nämlich zu verhüten, daß etwas geschieht. In der natürlichen Ordnung, in der die Menschen alle gleich sind, ist ihr gemeinsamer Beruf, zuerst und vor allem Mensch zu sein, und wer für diesen gut erzogen

ist, kann diejenigen Aufgaben, die mit ihm im Einklang stehen, nicht schlecht erfüllen. — Der Mensch ist frei geboren, und er befindet sich überall in Ketten und Banden.“

Nach Rousseau ist der ursprüngliche Mensch gut, die Rettung aus allem Übel ist die Rückkehr zum Urzustand. Die Wirkung dieser Rückführung des Menschen auf das Vorbild des Urmenschen ist von ungeheurer Bedeutung für die Zeit. Die französische Revolution sucht die Gedanken von Rousseau zu verwirklichen, der deutsche Sturm und Drang steht ganz unter seinem Einfluß. Kant, Jefferson, Herder, Goethe, Schiller, Marx haben entscheidende Anregungen von ihm erfahren.

Vor allem Schiller führt die Gedanken von Rousseau lebendig weiter. In seiner Abhandlung: „Etwas über die erste Menschengesellschaft“ sagt er: „Als Pflanze und Tier war der Mensch also vollendet. Auch seine Vernunft hatte schon von fern angefangen, sich zu entfalten. Weil nämlich die Natur noch für ihn dachte, sorgte und handelte, so konnten sich seine Kräfte desto leichter und ungehinderter auf die ruhige Anschauung richten, seine Vernunft, noch von keiner Sorge zerstreut, konnte ungestört an ihrem Werkzeuge, der Sprache, bauen und das zarte Gedankenspiel stimmen. Mit dem Auge eines Glücklichen sah er jetzt noch herum in der Schöpfung; sein frohes Gemüt faßte alle Erscheinungen uneigennützig und rein auf, und legte sie rein und lauter in seinem regen Gedächtnis nieder. Sanft und lachend war also der Anfang des Menschen, und dies mußte sein, wenn er sich zum Kampfe stärken sollte, der ihm bevorstand.“ Und gleich nach diesen Sätzen nennt Schiller den Menschen der Vorzeit das glücklichste und geistreichste aller Tiere.

Die Frage nach dem Sinn des Menschseins, nach dem Urwesen Mensch, sie ist niemals still geworden, sie lebt auch bei Fichte, Schlegel, Schelling, und sie tritt in unserer Zeit, in der Mitte des 20. Jahrhunderts wieder beherrschend in den Mittelpunkt.

Das ist der tiefste Grund für die starke Anteilnahme der Bevölkerung an der prähistorischen, der archäologischen Forschung, eine Anteilnahme, die so groß ist, daß die Bücher über die Vorgeschichte „Bestseller“ werden, daß sie in Hunderttausenden von Auflagen erscheinen und daß sie in alle Sprachen übertragen werden. Es muß ein tiefer, untergründiger Sinn in dieser Tatsache liegen — es ist, so scheint es mir — die Frage nach dem Ursein des Menschen, die Frage, die die Philosophie immer stellte, bei der die Antwort aber immer andersartig ausfiel. Nur die Ausgrabung, die Forschung des Spatens, die Öffnung der Erde kann dort die Antwort geben, wo die philosophischen Gedanken verblassen und wo die geschriebenen Quellen schweigen.

Und noch ein anderer Grund für das Anwachsen der Bedeutung der prähistorischen Archäologie erscheint mir erkennbar. Es ist die Beziehung der modernen Kunst, der Kunst der Gegenwart, zu der Entdeckung der stilisierten abstrakten Kunst der Vorzeit.

Der Kunststil einer Epoche ist immer ihre tiefste und feinste Ausdrucksmöglichkeit. Das Erleben, das Erfühlen, das Ertasten der letzten Dinge einer Zeit offenbart neben der Philosophie die Kunstgestaltung immer am deutlichsten. Wenn die Philosophie das Wesen einer Zeit im Wort, im Begriff, im Ausdruck erfaßt, dann die Kunst in der sichtbaren Gestalt, in der Form.

Der Formausdruck des 20. Jahrhunderts ist in den Anfängen der Expressionismus, in der Weiterentwicklung die stilisierte und die abstrakte Kunst. Ihr Sinn ist, und so drückte es Kandinsky aus, das Geistige, das Wesenhafte, den Sinngehalt zu erfassen und in der Gestalt zum Ausdruck zu bringen.

Diese Kunst der Gegenwart berührt sich nun auf das Innigste mit der abstrakten Kunst der Vorzeit in der Epoche der Nacheiszeit, im Neolithikum und in der Bronzezeit. Es ist sowohl die Plastik wie die Malerei, die so starke Übereinstimmungen in Vorzeit und Gegenwart zeigen, daß der Zusammenklang nicht durch Zufall zu erklären ist. Es scheint vielmehr so zu sein, daß das Eine sichtbar einwirkt auf das Andere.

Prähistorische abstrakte Malerei, Gravierung und auch Plastik sind auch schon vorher, schon im 18. und 19. Jahrhundert gefunden worden. Diese Kunst hat aber den damals lebenden Menschen gar keinen Eindruck hinterlassen. Der Mensch des 19. Jahrhunderts hat diese Kunstwerke in die Abstellräume und in die geschlossenen Schränke der Museen gestellt, denn niemand hat an den Dingen irgend einen Anteil genommen.

Jede Wandlung in der Kunstgestaltung ist durch eine Begegnung geschaffen worden, durch ein Neuhinzukommendes einerseits und durch eine Aufnahmebereitschaft andererseits.

Der Barock entsteht durch das Eindringen der indischen Kunst. Die Zwiebeltürme unserer süddeutschen Kirchtürme sind Nachahmungen der Turmbekrönungen von Delhi und Agra, und die Schwingungen der Ornamente, der Kunstformen im Möbelwerk wie in der Plastik und Malerei sind Nachahmungen und Weiterbildungen indischer Vorbilder, die im 17. Jahrhundert so lebhaft eindringen in Europa.

Das Rokoko entsteht durch das Einfließen der Kunstformen Chinas um 1740 mit dem chinesischen Porzellan, mit den Stoffen, den Möbeln, den Bildern. Die Asymmetrie dieser Zeit, die Europa vorher niemals kannte, und die zwischen 1740 und 1780 der Wesenszug dieser Kunstgestaltung wird, ist ausgesprochen chinesisch.

Das Empire entsteht durch die Entdeckung Pompejis und den neuen Einfluß der Antike. Die gerade Linienführung der Ornamente, der Möbel, der Bildgruppierung, sie hat hier ihren Ausgang.

Das 19. Jahrhundert nach 1830 war nur Imitation, fast Fälschung, Verbindung verschiedenster Stilelemente, eine Kunstgestaltung, die dem 20. Jahrhundert wohl mit Recht als besonders verachtenswert erscheint, weil eine Neubildung, Umwandlung, innere Aneignung — eben der eigene Stil — nicht entfaltet wurde.

Aber das 20. Jahrhundert schafft wieder einen Stil. Die Ausgangspunkte sind der japanische Holzschnitt, wie bei Manet, Cézanne, van Gogh. Aber stärker wirkt

dann die prähistorische abstrakte Kunst der neolithischen Malereien von Südspanien, die geometrische griechische Kunst, die gebundene Kunst der Sumerer. Bei Picasso, bei Klee, bei Miró, bei Baumeister, bei Fernand Leger — überall ist der Einfluß der prähistorischen abstrakten Kunst deutlich erkennbar. Die Aufnahmebereitschaft der modernen Künstler für die prähistorischen Kunstformen unterstützt wieder stark den Forschungseifer der Prähistoriker, die die Bilder in den Felsen und Schluchten der Berge aufsuchen: eine seltsame Verbindung von Künstler und Forscher, wie sie wohl immer notwendig ist in einer Zeit, die Fruchtbare zu gestalten in der Lage ist.

Die großen Fragen nach dem Sinn des Menschseins, nach dem Ursprung des Menschen und die großen Fragen nach dem Ursprung und der ewigen Wandlung in der Kunstgestaltung scheinen mir die stärksten Quellen zu sein für die so lebensvolle Anteilnahme an der vorgeschichtlichen Forschung in unserer Zeit.

So offenbaren sich tiefe Beziehungen und rätselhafte Zusammenhänge zwischen Gegenwart und Vorzeit, Zusammenhänge, die an das letzte Wesen des Menschseins rühren und die uns heute lebenden Menschen auf das Innerste erfassen und ergreifen. Es sind die Fragen unserer Zeit, weil sie die Wurzeln betreffen, die Grundlagen, den Ausgang, und weil sie gleichzeitig das Ziel betreffen, die Zukunft, die Epochen, die vor uns liegen und auf die wir zuschreiten.

KAPITEL II

Sinn und Bedeutung der Vorgeschichte

Nur wenige Wissenschaftszweige haben in den letzten Jahren und Jahrzehnten einen solchen Aufschwung, eine solche Bereicherung, eine solche Entwicklung zu verzeichnen wie die Prähistorische Archäologie. Ganz neue Welten der Vergangenheit des Menschen sind aus der Erde getreten und sprechen zu dem Menschen der Gegenwart mit lauter Stimme. Die reiche Welt der Eiszeit mit ihrer immer wieder überraschenden Kunst, die Welt von Kreta und Mykenä, die Welt Babylons, die der Sumerer, der Akkader, der Hethiter, der vordynastischen Ägypter, der vorhistorischen Chinesen — alle diese großen Gesichte und Vorstellungen sind erst in diesem Jahrhundert, das wir das zwanzigste nennen, vor unsere Augen getreten. In den letzten Jahren sind noch die Entdeckungen und Datierungen der alten Kulturen Amerikas dazugekommen: Mexiko, Maya, Peru: welche Bereicherung eines ganzen Bildes der Welt, welche Vergrößerung der Vorstellung von dem Wege des Menschen über diese Erde, welche Erweiterung um das Wissen über den Menschen, über seine Schritte hin zu dem Standort, an dem er sich jetzt befindet.

Niemals hat eine Generation vorher eine solche Ausweitung des Blickes auf die Anfänge des Menschseins erlebt wie die unsere. Niemals vorher hat es je eine solche Veränderung, eine solche Vergrößerung, eine solche Vertiefung des Wissens über dieses Wesen Mensch gegeben, das berufen ist, diese Welt, die wir die Erde nennen, zu beherrschen.

Bis etwa 1900 galt für die frühe Geschichte nur die Schrift, die geschriebene Überlieferung, das Wort. Die ältesten Bücher der Menschheit sind Hesiod, Homer, die Bibel, ehrwürdige Werke, die den Menschen Kraft gaben und Stärke, Hilfe und Richtlinie. Seit 1900 und kurz davor traten auch noch die alten Schriften der Inder hinzu, der Chinesen, das Bhagawadgita, das J-Ging. Sie alle bringen über die Anfänge des Menschengeschlechts Mythen, Sagen, Erinnerungen, aber eine wirklich historische Aussagekraft können und wollen sie nicht vermitteln.

Auch für die späteren Epochen, für diejenigen Zeiten, für die eine schriftliche Überlieferung vorliegt, ist der Umkreis und der Inhalt der alten Schriften nur begrenzt. Es sind dynastische Fragen, die in den Vordergrund treten, Kämpfe,

Kriege, Streitigkeiten, aber das für den Betrachter der Gegenwart Wesentliche wird nicht erwähnt. Es ist die Frage nach der Lebensform, nach der Struktur des Daseins, nach der Wirtschaft, der Religion, der Kunst, nach der Art des Existierens in Beziehung zu dem Ewigen, die Frage nach Ständen, Gliederungen, Ordnungen, nach dem sozialen Sein.

Die Ausgrabung bringt die Gegenstände, die die Menschen der Zeit in ihren Händen hielten, sie bringt ihre Nahrungsmittel, ihre Werkzeuge, ihren Schmuck, ihre Waffen. Die Ausgrabung antwortet auf die Fragen nach der Kunst, nach dem sozialen, nach dem wirtschaftlichen Sein. Die Ausgrabung macht häufig das Geschehen klarer und deutlicher als das geschriebene Wort.

Ein Beispiel mag das sichtbar machen. Der Kriegsberichterstatte Belisars, des Feldherrn Justinians, Prokop, berichtet in seinem Werk „Der gotische Krieg“, daß die Heruler, ein gotischer Stamm, der um 500 n. Chr. an den Karpathen wohnt, im Jahre 505 die Langobarden angreift, daß die Langobarden siegen und daß die Heruler in ihre alte Heimat nach Skandinavien zurückkehren. Er sagt (II, 15), die Heruler zogen unter der Führung vieler Mitglieder der königlichen Familie zuerst durch das Land der Sklavenen, dann durch eine Wüste, dann kamen sie zu den Warnen (Sueben). Sie wanderten danach durch das Land der Danen. Am Ozean angelangt, gingen sie zu Schiff und fuhren nach Thule, wo sie blieben, in Skandinavien, im Lande der Gauten, der Goten.

Prokop war ein Kriegsberichterstatte in Konstantinopel. Er ist um 500 in Caesarea in Palaestina Prima geboren worden und ist um 562 gestorben. Er hat das Buch über den Gotenkrieg bis zum Frühling 550 geschrieben, das Werk ist 557 erschienen. Prokop, der in der Hauptstadt lebte, hat von der Absicht der Heruler gehört, nach Gotland, nach Schweden zurückzukehren, und das hat er niedergeschrieben.

Die Heruler sind aber niemals in ihre alte Heimat gekommen. Der Bericht von Prokop ist falsch. In Schweden gibt es keine Funde der Heruler. Ihre Art der Bügelfibeln, ihr Schmuck, vielfach gefunden in Rumänien und Bulgarien, ist sehr bezeichnend, fest bestimmbar. In Schweden kommen ihre Fibeln nicht vor. Die Heruler sind im südlichen Ostpreußen, in Masuren, verblieben (Herbert Kühn, Die masur-germanischen Fibeln. La Baume-Festschrift 1956 S. 104).

Die Ausgrabung spricht also manchmal genauer und sicherer, zuverlässiger und bestimmter als das geschriebene Wort, dem immer die Ungenauigkeit der Berichterstattung anhaftet.

Das geschriebene Wort dagegen nennt aber wieder Namen, die Ausgrabung im allgemeinen nicht. Doch auch der Name kann bei einer Ausgrabung erscheinen, so in Mesopotamien die Namen der Könige, die die Bauten errichteten oder in Belgien bei der Grabung von 1653 bei Tournai der Name des Frankenkönigs Childerich I., der 482 n. Chr. gestorben ist. Der beigegebene Ring trug seinen Namen. (Abbé Cochet, *Le tombeau du Roi Childéric*. Paris 1859.) Erst die Ausgrabung

hat also die Gegenstände aus der Erde gebracht, die der König selber trug, erst die Ausgrabung hat das Bild des Königs lebendig gemacht.

Und es ist seltsam: Die Ausgrabung, zuerst von der Philologie so gering bewertet, sie hat in Mesopotamien Hunderttausende von beschriebenen Tontafeln erbracht. Gerade die Sprachforschung ist durch die Archäologie so bereichert worden, daß ganz neue Sprachen bekannt geworden sind, das Hethitische, das Sumerische, das Akkadische u. a.

Die Grenze, die so oft als bezeichnend genannt wird zwischen Geschichte und Vorgeschichte: die Schrift, die die Geschichte von der Vorgeschichte trenne, sie ist nur allgemein gesehen eine Grenze. Die Schrift wird gefunden durch die Archäologie, sie wird gefunden in Mesopotamien, in Ägypten, in China, in Mittelamerika, aber auch in Europa, in Kreta, im frühen Griechenland, in den römisch besetzten Gebieten des ersten Jahrhunderts n. Chr., in den Gräbern der Völkerwanderungszeit.

Die Archäologie ist es also gerade, die häufig die Schrift zutage bringt, und so steht die Schrift nicht der Archäologie als andersartig gegenüber, sondern sie wird vielfach gewonnen mit der Methode der Archäologie, der Grabung.

Die Schrift bildet also nicht die Grenze zwischen der Prähistorischen Archäologie und der Geschichte, zwischen Vorgeschichte und Geschichte. Es ist die Ausgrabung, die die neue Wissenschaft schafft, die Ausgrabung, die beherrschend in den Mittelpunkt der Forschung unserer Tage getreten ist, und die ganz neue Welten erschlossen hat.

Darum ist für diese Wissenschaft das Wort „Prähistorische Archäologie“, wie mir scheint, berechtigt. Das Wort ist allgemein verständlich, auch im Ausland, wo es viel verwendet wird, besonders in England und Amerika. Es entspricht auch der akademischen Sitte, Wissenschaftszweige mit lateinischen oder griechischen Worten zu bezeichnen, weil der Begriff dann international verständlich ist.

Das Wort „Vorgeschichte“ wird seit 1825 verwendet, wo es bei Levezow wohl zum ersten Male erscheint (K. LEVEZOW, *Pom. Prov. Blätter* 6, 1826), ferner 1835 bei Warnstedt (J. v. WARNSTEDT, *Über Altertumsgegenstände*. Kiel 1835 S. 19). Es bedeutet ursprünglich die Geschichte des Menschen vor der geschriebenen, der überlieferten, der klassischen Geschichte. Das, was die Römer, die Griechen, die Hebräer nicht erwähnen, das lag nach Ansicht dieser Zeit vor der Geschichte, es ist Vorgeschichte. Berührt es sich mit der überlieferten Geschichte, wie im frühen Mittelalter, in der Völkerwanderungszeit, dann ist es „Frühgeschichte“. Das Wort bedeutet, daß es wohl schon die Überlieferung gibt, die Bücher, die Prokop geschrieben hat, Jordanes, Gregor von Tours, Ammianus Marcellinus, daß aber die Archäologie, die Ausgrabung, das entscheidende Element der Forschung bildet.

Die Worte „Vorgeschichte, Frühgeschichte“ sind ebenso berechtigt.

Das Wort „Archäologie“ sagt allerdings dem Sinne nach nicht deutlich „Ausgrabung“, vielmehr das Wissen von dem Alten. Jedoch seit Winckelmann bedeutet Archäologie die Wissenschaft der Ausgrabung, der Forschung im Boden. „Klassische Archäologie“ ist also die Ausgrabung auf dem klassischen Boden, da, wo Griechen und Römer waren, mag das nun Griechenland selber und Italien sein oder

die Kolonien, die Krim, Nordafrika, Spanien, Frankreich, Deutschland, England, die Einflußzone der Römer.

„Prähistorische Archäologie“ bedeutet demnach die Ausgrabung, und ihr Ergebnis überall auf der Erde außerhalb des klassischen Raumes und auch für alle Zeiten vom Beginn der ersten Eiszeit bis zu Karl dem Großen, und im Osten, in Rußland, und an vielen anderen Stellen, bis zum hohen Mittelalter. Dabei wird das Wort „Vorgeschichte“, wenn es richtig verstanden wird, unbedenklich verwendet werden können. Das große Lexikon über diese Wissenschaft von MAX EBERT in 15 Bänden trägt den Titel: „Reallexikon der Vorgeschichte“. Sehr unglücklich erscheint mir das Wort „Urgeschichte“. Es stammt aus der Geologie und bedeutet die Urschichten. Es ist nicht übersetzbar in andere Sprachen und schon daher nicht zu verwenden. Die Vorsilbe „Ur“ bedeutet in der deutschen Sprache den Ausgangspunkt, das Hervorgehen aus etwas Anderem, das Anfängliche, das Ursprüngliche. Das Wort erscheint mir nicht verwendbar für das Neolithikum, die Bronzezeit, die Hallstatt-, die Latènezeit. Für die Völkerwanderungszeit ist es ganz ungeeignet. Es ist selbstverständlich, daß dieses Wort in der Frühzeit der Forschung mehrfach verwendet wurde, zu einer Zeit, als das Alter noch nicht bestimmbar, noch nicht einmal absehbar war. So spricht 1818 CHR. K. BARTH von „Teutschlands Urgeschichte“, Bayreuth 1818—21, FRIEDRICH KRUSE in seinem Buch „Budorgis“, Leipzig 1819, verwendet das Wort Urgeschichte, weiter G. SEYFFARTH 1826 in seinem Buch über die „Hünengräber als ein Beitrag zur Urgeschichte Deutschlands“, Leipzig, und 1822 bringt J. G. RADLOF eine Arbeit „Zur Aufhellung der Urgeschichte der Teutschen“, Bonn, 1822, HEINRICH SCHULZ schreibt 1826 ein Buch: „Zur Urgeschichte des deutschen Volksstammes“. Auch LINDENSCHMIT spricht in seiner Arbeit über die Ausgrabungen in Selzen, Mainz, 1848, von „Urgeschichte“, daneben aber auch von deutscher Archäologie.

Das Wort „Deutsche Archäologie“ kommt schon 1826 bei M. NOBBE vor in seiner Arbeit: Beiträge zur vaterländischen Altertumskunde I, 1826, S. 50.

Die Wurzeln dieser Wissenschaft sind vielfältig und fast gegensätzlich.

Einer der Ausgangspunkte ist die Anatomie, und einer der führenden Geister der prähistorischen Archäologie ist RUDOLF VIRCHOW (1821—1902), der große Anatom und Anthropologe, der zugleich der große Vorgeschichtsforscher ist.

Eine andere Wurzel ist für Deutschland die Germanistik. Die deutsche Altertumskunde ist das Fachgebiet vieler Germanisten wie MÜLLENHOFF, HOOPS, FRIEDRICH KAUFFMANN. Auch KOSSINNA war Germanist, und seine Lehrtätigkeit war angeschlossen an die Germanistik.

Eine dritte Wurzel ist die klassische Archäologie, und aus ihr entstammen Gelehrte wie CARL SCHUCHHADRT, HUBERT SCHMIDT, KARL SCHUMACHER, WILHELM UNVERZAGT.

Noch viele andere Wurzeln finden sich, sieht man die großen Namen der Prähistoriker an. Auch die Theologie kommt vielfach als Ausgangspunkt vor, die Geschichte, die Naturwissenschaft, die klassische Philologie, die Chemie, die Geographie, die Ethnologie, die Kunstgeschichte, die Wirtschaftsgeschichte.

Das entscheidende Element dieser Forschung ist die Ausgrabung. Es ist die Verwertung, die Verbindung, die Ordnung, die Gliederung der Funde, und daraus sich ergebend die Erweiterung des Geschichtsbildes über Jahrhunderttausende.

KAPITEL III

Die Forschung in der Antike und im Mittelalter

Die Antike, Griechenland und Rom, kannte diese Wissenschaft noch nicht, auch nicht das Mittelalter. Systematische Funde beginnen in der Renaissance, aber eine Wissenschaft mit eigener Zielsetzung und Bestimmung entsteht erst um 1800. Ein großer Einschnitt liegt um 1850, etwa von dieser Zeit an kann man von einer Wissenschaft der Vorgeschichtsforschung sprechen, der prähistorischen Archäologie.

Immer hat der Mensch Ausgrabungen gemacht, hat seltene Gegenstände der Vergangenheit gefunden, Stücke, die ihn fesselten, die er sammelte. Oft verstand er nicht ihren Sinn, ihre Bedeutung, aber er hob sie auf, bewahrte sie, legte Sammlungen an. Oft erschienen ihm diese seltsamen Funde so wichtig, daß sie ihm im Tode mitgegeben wurden. Ein Geheimnis ist um solche Funde, sie stammen aus einer anderen Welt, aus einer Welt, die vorher da war, die rätselhaft ist, sie sprechen von einem anderen Leben, das man nicht kennt, und so werden solche seltsamen Dinge bedeutungsvoll.

Das Sammeln unbekannter Stücke, das Aufbewahren und Aufstellen fremder Gegenstände ist dem Menschen urgegeben. Wo der Mensch ist, da ist auch die Sammlung, die Aufbewahrung, die Erhaltung und Schützung des Fremden, Unbekannten, Geheimnisvollen.

Der Mensch der Eiszeit hat schon ein museales Interesse. Er findet fossile, versteinerte Tiere, hebt sie auf, sammelt sie, legt sie geordnet nebeneinander nahe dem Herdplatz. So fand der Ausgräber Merk 1874 an der Fundstelle Thayngen bei Schaffhausen fossile Ammoniten, wie sie in Oberbayern und Niederösterreich vorkommen. Auch andere fossile versteinerte Tierreste waren gesammelt worden, sie stammen aus dem Mainzer Becken. In der Fundstelle Arcy-sur-Cure (Yonne) fanden die Ausgräber Vibraye, Cotteau, G. de Mortillet und Abbé Breuil versteinerte Ammoniten und Trilobiten, ausgestorbene Tiere der Perm-Zeit vor 200 Millionen Jahren. Nach diesen seltsamen Funden wurde diese Höhle „Grotte du Tribolite“ benannt. Die Versteinerungen waren sorgfältig nebeneinander aufgestellt worden

und haben sich so erhalten bis heute. Auch in der Grotte du Placard bei Rochebertier (Charente) lagen in der Schicht des Magdalénien 29 Fossilien der Epoche der Kreide, also aus der Zeit vor 100 Millionen Jahren, und aus dem Tertiär, vor etwa 2 Millionen Jahren. Gleiche Funde ergaben die Höhlen La Madeleine, Laugerie Basse, Bruniquel, Gourdan, Mas d'Azil und andere. Bernstein, ein Material voll von Geheimnis, weil es eine Kraft der Anziehung besitzt, auch Bernstein wurde in Schichten der Eiszeit gefunden, in Isturitz (Landes), und ebenso in mährischen Höhlen. Der Bernstein stammt vermutlich aus Galizien.

Bei den Ausgrabungen in Mesopotamien waren einige besondere Funde zuerst unverständlich — in Ninive wurden in einer assyrischen Schicht Kunstwerke gefunden, die nicht assyrisch, sondern viel älter waren. Der König Assurbanipal (668—626 v. Chr.) hatte in seinem Palast in Ninive ein Museum alter Bildwerke aus dem 3. Jahrtausend eingerichtet. Er hatte auch eine Bibliothek begründet, in der die damals zweitausend Jahre alten Bücher der Sumerer abgeschrieben und aufbewahrt worden sind. Er selbst sagt von sich in einer Inschrift des Palastes: „Ich las die kunstvolle Schrifttafel von Sumer und das dunkle Akkadisch, das schwer zu bemestern ist. Ich verstehe den Wortlaut von Steinen, die aus der Zeit vor der Sintflut stammen“. Ein Museum, eine Bibliothek jahrtausendealter Schriften — der Gedanke, das Alte zu wahren, aus ihm zu lernen, Kraft zu gewinnen und Stärke.

Der letzte König von Babylon, Nabonidus (um 550 v. Chr.), ließ Ausgrabungen vornehmen. Er begann Grabungen unter dem Fußboden des Shamash-Tempels in Sippar und fand, mehr als 18 m tief das Fundament des Tempels, der von Naram-Sin (2259—2223) angelegt war, ein Nachfolger des Königs Sargon von Akkad, und sein Bericht darüber sagt, daß diese Dinge seit 3200 Jahren kein König mehr gesehen hat.

Eine thrakische Prinzessin des 5. vorchristlichen Jahrhunderts hatte in ihrem Grab eine Sammlung neolithischer Feuersteine aus der Zeit um 2000, und von Germanicus, dem Adoptivsohn des Tiberius sagt Tacitus, daß er ein Kenner der Altertümer Ägyptens war. Augustus ließ sich sein Landhaus auf Capri schmücken mit „gigantium ossa et arma heroum“, mit den Knochen von Riesen, den ausgestorbenen Tieren und mit den Waffen der Heroen, mit Waffen lange vergangener Epochen.

Die Menschen des Altertums waren immer interessiert an den Gegenständen ihrer Vorzeit, und doch gab es eine Wissenschaft der Funde des Altertums nicht. Man wußte darum, daß der Mensch zuerst den Stein verwendete, dann die Bronze, dann das Eisen. Hesiod spricht davon im 8. Jahrhundert v. Chr. in seinem Buche „Werke und Tage“ Vers 150. Die erste Epoche nennt er symbolisch die goldene, auf sie folgt die bronzene und darauf die eiserne.

Und Lucretius Carus (96—55 v. Chr.) spricht ganz deutlich von der Abfolge: Stein, Bronze, Eisen.

Er sagt (V, 417):

„Hände, Nägel und Zähne, das waren die ältesten Waffen,
Ferner Steine und gebrochene Äste der Wälder,

Flammenscheite und Feuer, seitdem es bekannt war,
Später erst wurde die Wirkung des Eisens erkannt und der Bronze.
Aber der Bronze Gebrauch ist älter als der des Eisens,
Weil es formbarer ist und leichter zu haben.
Danach erst trat allmählich das eiserne Schwert auf.“

So wußte das Altertum um die Dreistufenfolge, und es mutet seltsam genug an, daß diese Erkenntnis noch einmal gefunden werden mußte in der Mitte des 19. Jahrhunderts und daß diese Gliederung sich nur durchsetzen konnte unter schweren Kämpfen.

Das Mittelalter hatte kein Interesse an Grabungen, am Wissen um das Alte, das Vergangene. Eine Urkunde für das Kloster Dargun in Mecklenburg vom Jahre 1174 erwähnt „antiquorum sepulcra“, die Gräber der Alten, und eine Urkunde des Klosters Kolbatz, Pommern, von 1243 spricht von einem „tumulus gigantis“, einem Hünengrab, einem Grabe der Riesen. (Gummel, Forschungsgeschichte in Deutschland, Berlin 1938, S. 2.) Die Megalithgräber hielt man allgemein für Gräber der Riesen, die Steinbeile des Neolithikums für Donnerkeile, die von Göttern und Dämonen vom Himmel herabgeworfen werden, von den Tongefäßen glaubte man, daß sie in der Erde wachsen. Die antiken Statuen wurden als Bilder der Abgötter angesehen, und für alle Pilger nach Rom war es ehrenvoll und heilbringend, auf römische Statuen Steine zu werfen.

Neben einer Kirche in Trier stand während des ganzen Mittelalters das Marmorstandbild einer Venus. Für die frommen Pilger war es verdienstlich, nach ihm mit Steinen zu werfen. Es gab bestimmte Gebete, die dabei gesprochen wurden, sie sind erhalten, und Wrede berichtet über sie (Adam Wrede, Volk am ewigen Strom. Essen a. d. Ruhr 1935, S. 81).

KAPITEL IV

Die Forschung im 16. und 17. Jahrhundert

Erst mit der Renaissance, mit dem Humanismus, mit dem Wiedererwachen der Antike, beginnt ein inneres Teilnehmen an den Überresten antiker Kunst. Petrarca ist der erste, der Briefe und Reden Ciceros wiederfindet. Er kann noch nicht griechisch lesen, wie kein abendländischer Gelehrter des Mittelalters vor ihm, aber er besitzt ein griechisches Exemplar des Homer. Papst Julius II. (1503—13) ist der Förderer Raffaels und Michelangelos und ein großer Sammler antiker Statuen. Raffael wird von ihm zum Betreuer der Ausgrabungen ernannt, er legt den Grundstock zu der Sammlung des Vatikans, die noch heute zu den besten Sammlungen antiker Kunst gehört. Papst Leo X. (1513—21) ist, wie sein Vorgänger, ein Förderer der Kunst, der Ausgrabungen, der Sammlungen.

In Deutschland sammelt Sigismund Meisterlin (gest. 1489) die römischen Inschriften, Hartmann Schedel veröffentlicht 1493 als erster das Drususdenkmal, den „Eichelstein“ in Mainz und römische Tongefäße.

Der erste, der auf deutschem Boden eine wissenschaftliche Ausgrabung durchführt, ist NICOLAUS MARSCHALCUS THURIUS. Er lebt von etwa 1470 bis 1525, wirkt zuerst in Erfurt, dann an der Universität Wittenberg und zuletzt in Mecklenburg. Er schreibt zwei Bücher über die Geschichte Mecklenburgs, „Liber de Hercule et Vandalis“, und führt die Geschichte des Landes auf die ausgewanderten Germanenstämme und auf die Slawen zurück. Er spricht von den Megalithgräbern, von Hügelgräbern, von Urnengräbern. Auf Veranlassung des mecklenburgischen Herzogs Heinrich des Friedfertigen führt er Ausgrabungen durch (Friedrich Lisch, *Friderico Franciscum* 1837, S. 15) und nennt die Tongefäße Zeugnisse der „vaterländischen Vorzeit“.

Im Jahre 1529 werden in Sitzenroda bei Torgau Tongefäße gefunden, gerade als Luther zu einer Kirchenvisitation nach Torgau kommt. Es wird eine Kommission zur Untersuchung der Gefäße bestimmt und sie gelangt zu dem Ergebnis: „man heldet dafür, es sey hievor etwo ein sepulcrum (eine Begräbnisstätte) gewesen“.

Das Interesse an der Vorzeit der Germanen erwacht durch die Auffindung der „Germania“ des Tacitus. Ein Italiener, mit Namen Alberto Enoch hat die Handschrift im Jahre 1455 in dem Kloster Hersfeld gefunden. Im Auftrage des Papstes Nikolaus V. sucht er in den Klöstern in Deutschland nach Handschriften der Antike. Er bringt die Schrift, die im 10. Jahrhundert abgeschrieben war, nach Italien. In Venedig erscheint die erste Ausgabe 1470, die erste deutsche Ausgabe in lateinischer Sprache 1473 in Nürnberg. Im Jahre 1497 wurde über diese Schrift schon eine eigene Vorlesung an der Universität Wien gehalten von Konrad Celtis. Bis 1840 sind 1055 Ausgaben der Germania des Tacitus erschienen. Diese Schrift war es, die die Teilnahme an der Archäologie besonders stark förderte. Jakob Grimm sagte einmal, sie ist das Morgenrot, das in die Geschichte des deutschen Volkes gestellt worden ist.

Diese Schrift ist auch die Grundlage des ersten Buches über die Vorgeschichte der Germanen. Es ist das Werk von BEATUS RHENANUS, es erscheint 1531 und hat den Titel: „Rerum Germanicarum libri tres.“ Rhenanus war ein Freund von Erasmus von Rotterdam. In diesem Buch behandelt er die damals bekannten lateinischen Inschriften, besonders die der Altertumssammlungen von Peutinger und Raimund Fugger.

Ein anderer bedeutender Schriftsteller und Sammler dieser Zeit ist GEORG AGRICOLA, der 1546 ein Buch veröffentlicht mit dem Titel: „De natura fossilium“. In ihm erklärt er, daß die Urnen nicht, wie das leichtgläubige Volk glaube, in der Erde wachsen, sondern er sagt, daß in ihnen die Germanen die Asche der verbrannten Leichname aufbewahrten.

Ein Nachfolger des Agricola ist PETRUS ALBINUS, der 1587 bei Zahna (Prov. Sachsen) Hügelgräber ausgräbt. Sein Ausgrabungsbericht „Meißnische Chronica“, Dresden 1590, ist wohl der erste wissenschaftliche Bericht über eine Ausgrabung auf deutschem Boden.

Das Interesse an den Tongefäßen wird nun immer größer. Die Kurfürstin Anna von Sachsen fordert 1566 einen der Großen ihres Landes, den „Hauptmann der Ertzgebirge“, Wolf von Schönberg auf, er möge ihr einige der Gefäße zusenden. Esaias von Minckwitz, an den sich der Herr von Schönberg wegen der Urnen wendet, verlangt aber zu viel Geld, und so werden Gefäße erst 1578 an den Gatten der Kurfürstin, an August von Sachsen (1526—1586) gesandt. Sie sind bei Annaberg gefunden worden. August schreibt über sie am 7. August 1578: „Es ist zu vermuthen, das inn vorzeiten, inn der Heidenschafft, da man die toden Leichnam noch hat pflegen zu verbrennen, ihr begrebnuss allda gewesen sei.“ (H. Gummel, Forschungsgeschichte in Deutschland. Berlin 1938, S. 13.)

Die Urnen sind damals von solcher Bedeutung, daß sie in Zinn gefaßt und als Tischdekoration bei großen Festen verwendet werden. Eine Lausitzer Urne (1200 bis 1000 v. Chr.) hat Haug von Maxen um 1560 fassen lassen, sie ist noch jetzt erhalten und findet sich im Kunstgewerbemuseum von Frankfurt a. M. Ein anderes Stück, ein römisches Terranigra-Gefäß in Silberfassung mit der Inschrift vom Jahre 1563, gefunden in Basenheim bei Koblenz, besitzt das Museum für Kunst und Gewerbe in Hamburg.

Der Kurfürst von Köln, Fürstbischof Salentin von Isenburg (1574—77) besuchte die Wallburgen und Hügelgräber bei Wevelsburg, Brenken und Borchten

und grub zwei Gräber aus. (Stieren, Mitt. d. Altert.-Kom. f. Westfalen, Bd. 7, 1922, S. 18.)

Die ersten genauen Vermessungen von Megalithgräbern nahm auf Anordnung Ferdinands von Bayern der Fürstbischof von Münster 1613 vor. Die Arbeit wurde durchgeführt von dem Domkürster in Münster, Johan von Velen. (H. Veltman, Mitt. d. Hist. Ver. Osnabrück, Bd. 13, 1886, S. 248.)

Die erste Abbildung von Megalithgräbern gibt WILHELM DILICHIUS. Seine Arbeit hat den Titel: *Urbis Bremae chronicon*, Cassel 1604. Die erste Abbildung von Tongefäßen bringt CONRAD GESNER in seinem Werk „*De omni rerum fossilium genere*“, Zürich 1565.

Kaiser Rudolf II. (1576—1612), ist ein Sammler von Altertümern und Kunstwerken. Er erläßt mehrfach Anordnungen zu Ausgrabungen, so an das Oberamt Breslau am 27. Mai 1595. 1577 läßt er bei Greisitz, Kr. Sagan, nach Urnen graben und ist entzückt, als tatsächlich prähistorische Gefäße gefunden werden. (H. Seger, Schles. Vorz. N.F. 6, 1911, S. 5.)

Im Jahre 1616 erscheint das erste Werk über die germanische Altertumskunde, es ist lange Zeit hindurch führend. Es fußt allerdings fast nur auf der schriftlichen Überlieferung, die Archäologie wird noch kaum berührt. Sein Verfasser ist PHILIPP CLUVERIUS (Klüwer) (1580—1623). Der Titel des Werkes ist: „*Germaniae antiquae libri tres*“.

Die erste wirklich archäologische Arbeit ist die von JACOB VON MELLEN (1659—1743). Er beschreibt die Sammlung von Gottfried Olearius. Das Buch ist 1679 in Jena erschienen und trägt den Titel: „*Urnæ sepulchrales Sarmaticæ anno 1674 repertæ*“. Die Funde kommen 1798 in den Besitz des preußischen Königs und später in das Berliner Museum für Vor- und Frühgeschichte. Aus dieser Sammlung stammt auch jenes Gefäß, das am 10. Dezember 1692 gefunden worden ist, ein besonders schönes Stück der Riefenkeramik, Per. IV, Lausitzer Kultur, 1000 bis 900 v. Chr. Es stammt aus Wulfen, Kr. Köthen. Bis zur vollständigen Zerstörung des Berliner Museums für Vor- und Frühgeschichte im Jahre 1944 war es ein viel bewundertes Stück der Sammlung. Schon 1698 ist es von Tentzel in den *Monatl. Unterredungen*, S. 653, besprochen worden und wurde von ihm als „Große Mutter aller Urnen“ bezeichnet. Bei der Begründung des Berliner Museums bekam es die Inventarnummer I, 1. Seine Höhe ist 24 cm, sein Durchmesser 41 cm. Wagener hat das Stück in seinem *Handbuch der Altertümer*, Weimar 1842, auf Taf. 138, Abb. 1334 abgebildet. (Herbert Kühn, *Vorgeschichtl. Kunst Deutschlands*, Berlin 1935, Taf. 324, 3.)

Es ist von Bedeutung für den Blick in die geistige Haltung dieser Zeit, daß auch ein so großer Gelehrter wie GOTTFRIED WILHELM LEIBNIZ (1646—1716) einen regen Anteil an der Vorgeschichtsforschung nimmt. Am 17. Mai 1691 fragt er in einem Brief bei Georg Friedrich Mithof an, ob sich in seiner Gegend „urnæ sepulchrales“ finden, ob sie in der Ebene oder in Hügeln gefunden werden, wie sie beschaffen sind und was für „Antiquitäten“ es sonst in dieser Gegend gebe. (Gummel, *Forschungsgeschichte in Deutschland*, Berlin 1938, S. 101.) Leibniz hat an viele Ausgräber solche Fragen gerichtet, sein Gedanke war dabei, festzustellen, ob die Sprachgrenzen zwischen Germanen und Slawen sich mit bestimmten Gefäßformen decken.

Auch in der Schweiz haben der Humanismus und die Renaissance den Blick auf Ausgrabungen und Funde gerichtet. Die erste große Grabung ist die des römischen Lagers von Augst bei Basel, und zum ersten Male ist es hier der Staat, die Obrigkeit, die die Kosten der Ausgrabung bestreitet. Die Grabung beginnt 1582 und zieht sich durch drei Jahre hin. Die Ausgaben betragen 1200 Gulden. (K. Stelin, *Baseler Zeitschr. f. Gesch. u. Altertumsk.* Bd. 10, Basel 1911, S. 38f.)

Um diese Zeit führt Herzog Ludwig von Württemberg 1597 auf dem Kastell Benningen Ausgrabungen durch. Sie werden geleitet von Simon Studion (O. Paret, *Württ. Vierteljahrshefte f. Landesgesch.* N.F. 35, 1929, S. 6), und 1605 beginnt Hans von Schellenberg seine Grabungen auf dem Kastell Hüfingen. (H. Stemmermann, *Anfänge der deutsch. Vorgeschichtsforschung* 1934, S. 63.)

Besonders bedeutend ist für diese Zeit die Entwicklung der Forschung in Skandinavien. Skandinavien fällt in der Geschichte der prähistorischen Archäologie ein besonderer Anteil zu. Die Felsbilder liegen in Bohuslän frei in der Landschaft, bei Uppsala stehen die großen Hügel, die Königsgräber, und die Erinnerung an die Bedeutung dieser Grabstellen hat sich durch die Jahrhunderte erhalten. Auf den Feldern sieht man die Runensteine. So ist es verständlich, daß ein frühes Buch über die Prähistorische Archäologie im Norden Europas erscheinen konnte, es ist das Werk „*Historia septentrionalis*“ von OLAUS MAGNUS, das 1555 in Rom erschien.

Gustav Adolf II., der Schwedenkönig (1611—1632), ist der erste, der in Schweden die Vorgeschichtsforschung staatlich ordnet. Er schafft eine amtliche Denkmalpflege. Der erste Reichsantiquar wird Johannes Bureus. Als seine Aufgabe wird bestimmt, alte Monumente und Sachen zu suchen und zu sammeln, die Runenschriften aufzuzeichnen und sorgfältig zu erforschen.

1662 wird an der Universität Uppsala die erste Professur für Altertümer eingerichtet. Im selben Jahre wird ein „*Antiquitätskollegium*“ begründet, ein Forschungsinstitut der Denkmalpflege.

1643 erscheint ein wichtiges Werk in Kopenhagen, das Buch des Arztes OLAUS WORMIUS mit dem Titel „*Danicorum Monumentorum Libri Sex*“ (Hafniae, Apud Joachimum Moltkenium). Dieses Werk zieht die geschriebene Geschichte kaum heran, es ist ganz ein Buch der Ausgrabungen, der Funde, es ist tatsächlich das erste Werk der prähistorischen Archäologie in Europa. Es bringt die Abbildungen der Runensteine und ihre Übersetzungen, und als Wichtigstes die Wiedergabe des Goldenen Hornes von Gallehus, das 1639, am 2. August, bei der Stadt Tondern durch ein junges Mädchen, Kirsten Svendsdatter, gefunden worden ist. Das Horn ist über dreiviertel Meter lang, es wird dem König, Christian IV., übergeben und steht auf der königlichen Tafel. Ein zweites goldenes Horn wird später, am 21. April 1734 gefunden. Beide Stücke werden Prunkgegenstände der königlichen Bibliothek in Kopenhagen. Am 5. Mai 1802 werden die zwei Hörner gestohlen, der Dieb heißt Heidenreich, er ist ein Goldschmied, er hat beide Hörner eingeschmolzen. So ist nur noch das Bild in dem Buch von Wormius von 1643 erhalten. Die Hörner hatten Menschendarstellungen symbolischer Art, sie sind völkerwanderungszeitlich

und zwischen 400 und 450 n. Chr. gearbeitet worden (Willy Hartner, Die Goldhörner von Gallehus, Wiesbaden 1969).

Das Buch von Wormius veröffentlicht in Abbildungen alle Runensteine, die damals bekannt waren. Wormius bringt auch jedesmal die Übersetzung der Runenschriften ins Lateinische, denn sein Werk ist lateinisch geschrieben im Stil des späten Mittelalters. Wormius war einer der besten Gelehrten seiner Zeit in Dänemark.

OLE WORM ist geboren in Aarhus am 13. 5. 1588, er ist gestorben in Kopenhagen am 30. 8. 1654. Im Jahre 1613 wurde er in Kopenhagen zuerst Professor an der philosophischen Fakultät, dann an der medizinischen. Sein Interesse galt allen Seltsamkeiten der Natur und damit auch der Vorgeschichte. So reiste er von Ort zu Ort in Dänemark, um die Runensteine des Mittelalters mit Inschriften zu zeichnen und die Texte zu übersetzen. Er wurde der Leibarzt des Königs. Wegen seines Wissens auf vielen Gebieten stand er in hohem Ansehen. Seine eigenen Sammlungen hat er in zwei Büchern veröffentlicht: *Catalogus Musei Wormiani*, 1642, 3. Aufl. 1653, und „*Historia rerum variorum Musei Wormiani*“, Leiden 1655.

Sein Buch über die Monumente, die vorgeschichtlichen Denkmäler in Dänemark, ist heute noch von Bedeutung, vor allem für Runenkunde und für viele Runensteine, die heute verloren sind. Das Buch hat 526 Seiten, dazu 33 Seiten Nachträge, und über hundert Abbildungen.

Weil die Auffassung von Worm über die Bedeutung und den Sinn der Megalithbauten so nachhaltig gewirkt hat, daß bis etwa 1790 alle Verfasser von Schriften über die Steinbauten annahmen, die Megalithen seien Altäre, so mögen die entscheidenden Stellen hier wörtlich wiedergegeben werden. Dabei ist zu sagen, daß Worm auch von Begräbnissen spricht, allerdings in zweiter Linie, so daß es später vergessen wurde. Die Sprache ist sehr weit entfernt von dem klassischen Latein des Cicero und Livius.

Auf S. 7 heißt es: „*Ararum structura apud nos varia est. Maxima ex parte congesto ex terra constant tumulo, in cujus summitate tria ingentia saxa, qvartum illudque; majus, latius ac planius sustinent, fulciunt ac sustenant, ut instar mensae tribus fulcris innixae emineat. Sub hac mole, cavitas visitur, in qvibusdam vasta satis, in aliis terra et lapidibus repleta, qvae sangvini victimarum recipiendo deputata creditur. Rarum est si hic ignibus excutiendis aptos silices non invenias. Alio enim qvam ex silicibus excusso, victimis cremandis adhibere nefas duxerunt.*“

Die Übersetzung besagt das Folgende:

„Die Form der Altäre ist bei uns verschiedenartig. Zum größten Teile bestehen sie aus einem Hügel, der aus Erde aufgebaut ist. In seiner Mitte erheben sich drei gewaltige Steine, darüber ein vierter. Mächtig, groß und unbehauen stützen sie den oberen Stein, damit das Aussehen des Altars wie von drei Trägern gehalten erscheinen soll. Unter diesem mächtigen Bau wird eine Höhlung sichtbar. Sie ist ziemlich wüst und ungeordnet mit Erde und Steinen angefüllt. Da lagert das, was sicherlich durch das Aufnehmen des Blutes der Opfer angehäuft worden ist. Es ist nur selten, daß man nicht von Feuer zerstörte, aber bearbeitete Steine finden kann. Wie ich aus den Steinen nämlich ersehe, haben sie die Opfer verbrannt und so mit Gewalt ihre Greuelthaten durchgeführt.“

Diese Deutung des großen Gelehrten hat durch eineinhalb Jahrhunderte ihre Wirkung hinterlassen.

Ähnlich wie Skandinavien ist auch England ein besonderer Boden für die Vorgeschichte. Die römischen Funde sind nur gering, das Einheimische tritt sichtbarer in den Vordergrund. Da ist Stonehenge, riesige Steine, im Kreise aufgestellt, rätselhaft in ihrer Bedeutung, in ihrem Sinn. Da ist Avebury, da gibt es Hügelgräber, und so ist es verständlich, daß alle diese Denkmale die Gemüter erregten.

1586 erscheint das Werk von CAMDEN mit dem Titel: „Britannia“. Der Hadrianswall wird in ihm beschrieben und von Stonehenge wird eingehend gesprochen.

1572 wird die „Society for the preservation of national antiquities“ begründet. Die Leiter der Gesellschaft sind der Erzbischof Matthew Parker und John Stow, die Gesellschaft wird der Vorläufer der „Society of Antiquaries of London“, die noch jetzt besteht und die um die Forschung die größten Verdienste besitzt.

Im 17. Jahrhundert ist der hervorragendste prähistorische Archäologe Englands JOHN AUBREY. Er gräbt vor allem in Wiltshire. König Karl II. (1660—85) ist an der Vorgeschichte sehr interessiert und fordert Aubrey auf, über Stonehenge und Avebury genaue Angaben zu machen. Aubrey erklärt in seinem Werk, die Bauten seien Kultplätze der Druiden. GLYN E. DANIEL nennt Aubrey den ersten Feld-Archäologen von Bedeutung und sagt, daß ein gerader Weg von Aubrey zu den Archäologen der neueren Zeit, zu Stukeley, Colt Hoares, Cunnington, Crawford und Fox führe (Glyn E. Daniel, *A hundred years of Archaeology*, London 1952, 2. Aufl., S. 19).

Im selben Jahrhundert entstehen die großen prähistorischen Sammlungen in England. König Karl I. (1625—49) legt eine eigene Sammlung an, seine Admiräle bekommen den Auftrag, im Mittelmeer Altertümer zu erwerben. Für die Funde in England hat er eine Reihe von Aufkäufern. Naturgemäß fördert des Königs Sammelfreude die Anlage von privaten Sammlungen, und so entstehen die Kollektionen, wie die vom Duke of Buckingham, dem Earl of Arundel, von John Tradescant und anderen. Sie werden später die Grundlagen der Museen, so etwa die Sammlung von Tradescant die des Ashmolean Museum in Oxford. Karl I. erklärt in einer Thronrede, das Studium der Altertümer ist von großer Bedeutung und sehr nützlich für den Staat und das Commonwealth. Im Jahre 1533 wird Leland zum King's Antiquary ernannt.

Für Frankreich ist das Jahr 1653 von Bedeutung. In diesem Jahr wird das Grab des fränkischen Königs Childerich (458—482) gefunden. Abbé Cochet, ein späterer Bearbeiter des Fundes, nennt es «le plus ancien monument de la monarchie française et le point de départ de l'archéologie franque». (ABBÉ COCHET, *Le tombeau de Childéric I.*, Paris 1859, S. 9). Der Fundplatz ist Tournai im heutigen Belgien. Das Grab konnte, wie schon erwähnt, genau bestimmt werden, weil es den Siegelring des Königs mit seinem Namen enthielt. Die Erregung über diesen Fund ist so

groß, daß schon im Jahre 1655 die genaue Beschreibung erscheint. Der Verfasser ist JEAN-JACQUES CHIFLET aus Besançon (1588—1673). Sein Werk hat den Titel: *Anastasis Childerici, Antverpiae 1655*. In diesem Buch beschreibt Chiflet genau die einzelnen Fundstücke, das goldene Schwert mit den Almandin-Einlagen, das Wurfbeil, die Lanze, die dreihundert goldenen Zikaden, die er für Bienen hält, die Bügelfibeln, die Gürtelschnallen, die Skulptur eines Stierkopfes, die Kugel aus Bergkristall und die Armringe. Auch 300 Münzen fanden sich in dem Grab, als jüngste die des Kaisers Zeno, der von 476—491 n. Chr. regierte, also zur Zeit Childerichs.

Das Schicksal dieses bedeutenden Fundes ist noch eigentümlicher als das der Goldhörner von Gallehus, es ist verbunden mit der Geschichte Europas. Die Stücke kamen in die Hände des Herrschers, der damals Tournai regierte. Der Ort gehörte zu den Niederlanden. Die Niederlande waren nach den Freiheitskämpfen (1568—1648) selbständig geworden, es gab jedoch noch einen kaiserlichen Statthalter, es war Erzherzog Bischof Leopold Wilhelm, der Sohn Kaiser Ferdinands II. (1619—1637). Als er abberufen wurde, nahm er den Fund mit nach Wien, und so kamen die Stücke nach seinem Tode in den Besitz des Kaisers Leopold I. (1658—1705). Leopold hat nun, um Ludwig XIV. von Frankreich günstig zu stimmen und zugleich als Dank für die französische Unterstützung in der Schlacht bei Eisenburg 1655, den Schatz an Ludwig XIV. gegeben, und so kam er nach Paris in das königliche Cabinet des Médailles. Hier wurde er 1821 gestohlen. Der Täter wurde entdeckt und warf bei der Flucht den Schatz in die Seine. Nur einige Stücke konnten wieder gehoben werden, darunter das goldene Schwert und einige Zikaden. Der Fund befindet sich jetzt in dem "Salle des Médailles" in der Bibliothèque Nationale in Paris.

Er hat noch eine kulturgeschichtliche Bedeutung. Als Napoléon I. 1804 Kaiser wurde, wollte er die Berechtigung seiner Herrschaft anschließen an die fränkischen Könige, er suchte den Schatz des Childerich auf und sah die Zikaden, die er genau wie Chiflet für Bienen hielt und ließ sich für die Krönung seinen Mantel mit Bienen besetzen. Die Biene wurde sein Symbol, sein Emblem, und neben dem großen lateinischen Zeichen „N“ ist sie in allen seinen Schlössern, vor allem in Fontainebleau, als sein Herrscherzeichen zu sehen.

Übersieht man den Stand der Forschung der prähistorischen Archäologie bis 1700, dann ist an vielen Stellen Europas, vor allem in Deutschland, Skandinavien, England und Frankreich, ein Erwachen der Liebe zu den Altertümern, wie man damals sagte, zu bemerken. Funde treten aus dem Boden, teils durch Zufall, teils durch Grabungen, sie werden wie andere Kuriositäten in den Kabinetten der Fürsten und der wohlhabenden Leute gesammelt. Aber es gibt noch keine Wissenschaft um diese Funde. Niemand kann sie historisch ordnen, bestimmen, gliedern, außer dem Childerich-Funde. Im Vordergrund steht noch immer die geschriebene Überlieferung, vor allem des Tacitus *Germania*, die hundertfach abgehandelt wird, ohne daß sie eine tatsächliche Beziehung zu den Funden ergibt. Die Steinbeile werden von den meisten Verfassern noch als vom Himmel fallende Gegenstände

angesehen, die Tongefäße werden als in der Erde wachsend gedacht, von den Megalithgräbern nimmt man an, daß Riesen sie geschaffen haben, oder daß sie Altäre waren für Menschenopfer. Die Knochenfunde der Mammute, die der Saurier, hält man für Knochen der Urmenschen, die früher in Europa lebten.

Erst im 18. Jahrhundert wandelt sich diese Haltung langsam, aber bis zum Ende des 18. Jahrhunderts ist nur bei einigen Gelehrten eine Veränderung zu erkennen. Auch das 18. Jahrhundert ist noch nicht der Beginn einer wirklichen Wissenschaft der prähistorischen Archäologie der Vorgeschichtsforschung.

KAPITEL V

Die Forschung im 18. Jahrhundert

Das 18. Jahrhundert hat als sein großes Thema die Auseinandersetzung mit dem Mittelalter, die Loslösung von abergläubischen Vorstellungen, es ist die Epoche der Aufklärung. Was der Humanismus, was die Renaissance gedacht hatte, es wird nun langsam erworben. „Natur“ und „Vernunft“ sind die beiden Leitworte des Denkens des 18. Jahrhunderts. Die Zeit ist der Siegeszug des Gedankens Vernunft. Die Epoche bringt den Aufstieg des Experiments, sie bringt auch den Gedanken der Humanität, der Grundrechte des Menschen. Die Dampfmaschine wird erfunden von James Watt (1736—1819), die Elektrizität wird entdeckt, Benjamin Franklin (1706—1790) erfindet den Blitzableiter, Luigi Galvani (1737—1789) erbaut die erste Elektrifiziermaschine, Volta (1745—1827) findet die Bedeutung der Metalle für die Elektrizität.

In der Philosophie vollzieht David Hume (1711—1776) jene Wendung, die Kant als die kopernikanische bezeichnete. Er stellt die Erfahrung in den Mittelpunkt des Erlebens der Welt, er erkennt die Kausalität als das Grundgesetz alles Geschehens. Isaac Newton (1643—1727) klärt die Grundbegriffe von Masse, Gewicht, Kraft, Bewegung. Er erfindet die Differential- und Integralrechnung, er erkennt die Schwingungen, die Schallgeschwindigkeit, die Wellenlänge, die Lichtstrahlungsgesetze. Laplace (1749—1827) beobachtet die Himmelsmechanik, das Weltall erscheint als ein ungeheures System von Schwerpunktlagerungen.

In der Naturwissenschaft sind die tragenden Kräfte Louis Leclerc Comte de Buffon (1707—1788), der ein Ahne des Entwicklungsgedankens ist in seinem grundlegenden Werk: *Histoire naturelle*, das in 44 Bänden von 1750—1804 erscheint. Carl von Linné (1707—1778) schafft die Grundlage zur Ordnung und Gliederung in den Naturwissenschaften.

Voltaire (1694—1778) ist der Begründer der Kulturgeschichte, einer Geschichte, die nicht nur von Daten der Kriege spricht, sondern von dem Menschen und seinen Wandlungen, und Friedrich der Große (1712—1786) ist der Historiker und Philosoph, der mit starkem Sinn für die Wirklichkeit das Wesen der Menschennatur erschaut. Lessing (1729—1781) schafft die Grundlagen einer Literaturgeschichte,

einer Kunstgeschichte. Ihm hat auch die prähistorische Archäologie zu danken. Seine „Erziehung des Menschengeschlechts“ ist die Frage nach dem Ursein des Menschen. Auch Schiller wird bewegt von dem Gedanken der Herkunft des Menschen. Seine Abhandlung: „Etwas über die erste Menschengesellschaft“ erscheint noch am Ende des Jahrhunderts. Neben Lessing und Schiller spricht auch JOHANN GOTTFRIED HERDER (1744—1803) von den Anfängen des Menschen. 1774 erscheint sein Werk „Älteste Urkunde des Menschengeschlechts“ und 1784—91 sein Buch: „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit“.

In Amerika wird 1776 die Unabhängigkeitserklärung von Thomas Jefferson (1743—1826) geschaffen, die Erklärung, in der sich die entscheidenden Worte finden, daß alle Menschen von Natur gleich sind, daß sie frei und unabhängig sind, und daß sie bestimmte angeborene Rechte besitzen.

Die tragende geistige Kraft dieser Epoche ist IMMANUEL KANT (1724—1804). Das europäische philosophische Denken bis zu seiner Zeit war beherrscht von der Vorstellung der Existenz zweier Prinzipien, eines geistigen und eines körperlichen. Diese Prinzipien bedeuten das Beharrende in dem ewigen Wechsel der Erscheinungen, sie sind das Ständige, das Gleichbleibende: Geist und Körper. Somit ergibt sich ein Dualismus, wie bei Plato, Aristoteles, Descartes. Doch das Gegen- und Miteinander der zwei Prinzipien bringt auf die Dauer die Lösung nicht. Der Gedanke strebt nach der Herrschaft, nach der Führung durch ein Prinzip, und so stellen Hobbes, Lamettrie, den Materialismus, den Gedanken des Körpers, der Materie, in den Vordergrund. Andere, wie Leibniz, Berkeley, den Spiritualismus, den Geist.

Das Aufblühen der Naturwissenschaften seit der Renaissance verändert die Problemstellung der Philosophie überhaupt. Es ist die Frage der Möglichkeit der Erkenntnis, die in den Vordergrund tritt. Das reine Denken genügt nicht mehr. Das Experiment, die Untersuchung, die Erforschung tritt an die Stelle des reinen Denkens, und die Frage nach den Bedingungen des Denkens muß als die entscheidende Frage erscheinen.

Das Problem der Kausalität, der Ursache und Wirkung tritt in den Mittelpunkt der Philosophie. Es entsteht ein Gegensatz von Glauben und Denken, der im Mittelalter nicht vorhanden war. Man will nicht mehr Hypothesen, Überlegungen, Denkgebilde, philosophische Systeme, die nur auf dem Denken beruhen, man fragt nach dem Beweis, nach der Sicherheit, nach der Erfahrung, dem Experiment, der Tatsache.

So wird die Frage wach nach der Möglichkeit, nach dem Ursprung, nach der Bedingung der Erkenntnis. Und dabei ergeben sich drei Möglichkeiten.

Die erste ruht auf der Vorstellung, daß alle Erkenntnis im Denken begründet ist, daß das Denken in der Lage ist, die Wesensformen des Seins vollständig zu erfassen.

Die zweite ruht auf der Vorstellung, daß das Denken aus der Erfahrung, aus der Beobachtung stammt, aus der Außenwelt, nach der das Denken das Erleben formt.

Die dritte lehnt beide Vorstellungen ab und lebt in dem Bewußtsein, daß alle Erkenntnis aus innerer Schau, aus innerem Erleben stammt, unabhängig von aller Realität.

In Kant erreicht der Rationalismus, die Vorstellung, daß der Verstand die Stellung des Erlebens schafft, seinen Höhepunkt und zugleich seine stärkste Vertiefung.

Kant untersucht die Möglichkeiten der Erkenntnis und sieht sie in den Urteilen. Ein Urteil ist die Verknüpfung von Vorstellungen, die zu einer Aussage führen. Kant unterscheidet analytische Urteile, die er a priori nennt und synthetische Urteile, die er als a posteriori bezeichnet.

Unter den synthetischen Urteilen erkennt er drei Arten. Erstens die mathematischen Urteile, wie etwa: die Gerade ist die kürzeste Verbindung zweier Punkte. Zweitens die reinen Urteile, wie etwa: in allen Veränderungen der materiellen Welt bleibt die Quantität stets unverändert. Drittens metaphysische Urteile, wie etwa: die Welt muß einen Anfang haben.

Notwendig, allgemeingültig und objektiv gesichert sind nur die ersten beiden Arten des Urteilens, den metaphysischen Urteilen bleibt die empirische Bestätigung versagt.

Nur die beiden ersten Urteile erhalten ihre Gewißheit durch Anschauung und Verstand, sie sind das Ding für uns, während das Ding an sich, der Begriff, nicht erkennbar ist. „Anschauung ohne Begriffe ist blind, Begriffe ohne Anschauung sind leer“, so drückt er das Wesentliche seiner Gedanken einmal aus.

Die durch die Sinne aufgenommene Realität ist der Vorstellung nur in der Form von Raum und Zeit gegeben und wird durch Denkkategorien geordnet und verknüpft. Der Begriff eines Gegenstandes beruht auf der Erfahrung, und ohne Erfahrung ist er nicht möglich. Jedoch ist er nicht abgeleitet aus der Erfahrung, sondern er ist gleichzeitig eine Funktion des Verstandes.

Damit erlangt der Verstand, die Vernunft, wie Kant sagt, eine Autonomie, eine Eigenstellung, wie nie zuvor.

Auch die Ethik wird geordnet von der Vernunft durch den kategorischen Imperativ, und aus ihm ergibt sich als logische Folge, daß der Wille des Menschen frei ist, denn sonst wäre der Wille nicht durchführbar.

So leugnet Kant nicht das Metaphysische, das Ewige, aber er erklärt es für begründet im Denken, im Erleben, im Bewußtsein. So heißt es etwa in den Prolegomena § 57: „Metaphysik führt uns in den dialektischen Versuchen der reinen Vernunft auf Grenzen, und die transzendentalen Ideen dienen dazu, nicht allein uns wirklich die Grenzen des reinen Vernunftgebrauchs zu zeigen, sondern auch die Art, diese zu bestimmen. Und das ist auch der Zweck und Nutzen dieser Naturanlage unserer Vernunft, welche Metaphysik als ihr Lieblingskind ausgeborn hat, dessen Erzeugung, wie jede andere in der Welt, nicht einem ungefähren Zufall, sondern einem ursprünglichen Keime zuzuschreiben ist, welcher zu großen Zwecken weislich organisiert ist. Denn Metaphysik ist vielleicht mehr als irgendeine andere Wissenschaft durch die Natur selbst ihren Grundzügen nach in uns gelegt, und kann gar nicht als das Produkt einer beliebigen Wahl oder als zufällige Erweiterung beim Fortgange der Erfahrungen angesehen werden.“

Und in der Kritik der praktischen Vernunft heißt es: „Zwei Dinge erfüllen das Gemüt mit immer neuer und zunehmender Bewunderung und Ehrfurcht, je öfter und anhaltender sich das Nachdenken damit beschäftigt: der bestirnte Himmel

über mir und das moralische Gesetz in mir. . . . Der Anblick einer zahllosen Weltenmenge vernichtet gleichsam meine Wichtigkeit als eines tierischen Geschöpfes, das die Materie, daraus es ward, dem Planeten wieder zurückgeben muß, nachdem es eine kurze Zeit mit Lebenskraft versehen gewesen. Das zweite dagegen erhebt meinen Wert, als einer Intelligenz, unendlich, durch meine Persönlichkeit, in welcher das moralische Gesetz mir ein von der Tierheit und selbst von der ganzen Sinnenwelt unabhängiges Leben offenbart.“

Kant ist also nicht nur der rationale Denker, auch er erkennt und erlebt das Metaphysische, aber er trennt es ab durch ein: „Ich weiß nicht“. Er zieht für die Vernunft eine Grenze, die unübersteigbar ist. Das Wissen erfaßt nur die Realität, und so wird durch Kant am stärksten von allen Denkern dieser Zeit der Mensch hingewiesen auf die Wirklichkeit, auf die Erfahrung, auf das Experiment, auf die Erscheinung, auf das Reale.

Kant ist es vor allem in letztem Sinne, durch den die Steingeräte, die seit Jahrtausenden für den Menschen geladen waren mit einer Zauberkraft, diese Kraft verlieren, sie werden Arbeitsgeräte, Beile, Pflugscharen.

Kant ist es vor allem, der den Megalithbauten den magischen Sinn wegnimmt. Nun sind es nicht mehr Gräber der Hünen, der Riesen, der Unholde — es sind die Grabstätten der Vorfahren, die vorher an der gleichen Stelle wohnten.

Kant ist es, der auch den Tongefäßen den Sinn des Unheimlichen, des Wachsens in der Erde, genommen hat, sie werden Eßgeräte, Trinkgefäße, Gegenstände des täglichen Lebens.

Auch die Skulpturen, die gefunden werden, und von denen eine, der sogenannte Pusterich, Goethe so stark bewegte, auch die Skulpturen, denen bis dahin etwas Geheimnisvolles anhaftete, sie werden nun ganz real und verlieren allen tieferen Gehalt, wenn es nicht Göttergestalten sind.

Kant hat auf die prähistorische Archäologie neben seinem allgemeinen Denken auch im einzelnen eingewirkt. Sein letztes Buch ist aus Vorlesungen über den Ursprung des Menschen entstanden, es erscheint 1798 und hat den Titel „Anthropologie in pragmatischer Hinsicht“.

In eigentlichem Sinne wird in diesem Jahrhundert die klassische Archäologie begründet. Es ist JOHANN JOACHIM WINCKELMANN (1717—1768), der in seiner „Geschichte der Kunst des Altertums“ von 1763 das Werk schafft, das nicht mehr die geschriebene Geschichte in den Mittelpunkt stellt, sondern das Kunstwerk selbst, den Fund, die Ausgrabung. Er ist es auch, der eine Ordnung, eine Gliederung, eine historische Schichtung in die Kunstwerke hineinträgt, und er ist es, der durch das Feuer seiner Begeisterung die ganze gebildete Welt für die Archäologie entflammt, vor allem Herder, Lessing, Goethe, Schiller, Wilhelm von Humboldt, Kleist, Hölderlin. 1767 schreibt er ein anderes Werk: „Monumenti antichi inediti“, und er ist es, der fordert, daß Olympia ausgegraben werde, es geschieht erst hundert Jahre nach seinem Tode. Er stirbt durch Mörderhand 1768 in Triest. Goethe hat sein Leben beschrieben. Gerhart Hauptmann hat ihm sein letztes Werk gewidmet, es ist mit den Ergänzungen von Frank Thiess 1954 erschienen.

Eine so große Gestalt wie die von Winckelmann in der klassischen Archäologie hat die prähistorische Archäologie für das 18. Jahrhundert nicht aufzuweisen.

Doch einige Vorläufer der Wissenschaft heben sich heraus: in England Richard Gough, Francis Grose, William Borlase, in Deutschland Andreas Albert Rhode, in Frankreich Patin und Montfaucon.

Die Studien der Altertümer werden im 18. Jahrhundert durch drei Tatsachen getragen: die Entdeckung Pompejis, die romantische Bewegung, den Aufstieg der Naturwissenschaft. Es wird über Landesgeschichten, über einzelne Landschaften gearbeitet, in England veröffentlicht Sacheverell ein Buch "History of the Island of Man", Bridge „Northampton“, Hutchins „Dorset“, Hasted „Kent“, Morant „Essex“. Wenn diese Werke auch nicht ausschließlich den Funden gewidmet sind, so wird doch von den Altertümern gesprochen. Ein Werk, in dem den Funden besonderer Raum eingeräumt wird, ist das Buch von RICHARD GOUGH, das 1786—99 erscheint mit dem Titel: "Sepulchral Monuments of Great Britain". Es ist ein eingehendes Werk mit vielen Abbildungen, eine ausgezeichnete Grundlage für die heutige Forschung, weil es viele Megalithgräber und Hügelgräber nennt, die jetzt vernichtet und vergangen sind.

Ein zweites wichtiges Werk dieser Zeit ist FRANCIS GROSE, "The Antiquities of England and Wales". Das Buch erscheint 1777—87. Seine "Antiquities of Scotland" erscheinen 1789—91. Auch noch ein Buch über die Altertümer Irlands hat Grose verfaßt. Es wird nach seinem Tode, 1791, veröffentlicht mit dem Titel: "Antiquities of Ireland".

1754 ist das Erscheinungsjahr des Werkes von WILLIAM BORLASE (1695—1772) mit dem Titel: "Antiquities of Cornwall". Der Verfasser sagt, daß er die Altertümer seines Landes behandle, denn Reisen nach Griechenland könne er nicht unternehmen. Ein romantischer Schimmer, der sonst Griechenland gegolten hätte, fällt nun auf Cornwall mit den alten Briten und den Druiden, den Priestern der Kelten. Die Gräber, die Wälle, die Menhire und Steinkreise werden umgeben mit dem Licht der Romantik, und doch berichtet der Verfasser über sie genau.

William Borlase (1695—1772) ist geboren in Pendeen, Cornwall. Im Jahre 1720 wurde er zum Priester geweiht. In Ludgvan war er Rektor 50 Jahre hindurch. 1750 wurde er wegen seiner Veröffentlichungen in die Royal Society aufgenommen.

Noch einige andere Werke dieser Art erscheinen damals in England, so 1773 das Buch von FAUSSETT über die kentischen angelsächsischen Hügelgräber, 1793 das Buch von DOUGLAS mit dem Titel „Nenia Britannica, or a History of British Tumuli“.

In den Jahren 1767—1773 wurde das Gräberfeld von Kingston bei Dover, Kent, geöffnet. Bryan Faussett in seinem Buch: Inventorium Sepulchrale, veröffentlicht Jahrzehnte nach seinem Tode, London 1856, S. 35 schreibt darüber: "Near the top of the hill, on the hanging side of it, which fronts to the north-east — are a number of 'tumuli sepulchrales' or hemispherical mounds of earth, of various heights and diameters, which stand pretty close and contiguous to each other." Jedoch hat Faussett seine Funde nicht als angelsächsisch, sondern als römisch-britische Gegenstände angesehen.

Es wurden 263 Grabhügel geöffnet, und 45 Flachgräber, zusammen 308 Gräber, und jedes einzelne Grab wurde sorgfältig beschrieben. In fünf Gräbern sind römische Münzen gefunden worden, sie sind nicht datierend, Claudius, 41—54; Gallienus, 253—260; Constantius II., 324—337. Als wichtigsten Fund brachte Grab 205 die berühmte Kingston brooch in Gold mit Einlagesteinen und Filigran, abgebildet bei Nils Åberg, *The Anglo-Saxons in England*, Uppsala 1926, S. 114, Fig. 206, datiert durch vergleichbare Formen in das 7. Jh. (Åberg, ebd. S. 115).

Alle diese Werke und Ausgrabungen geben ein Bild von der Anteilnahme an den in England vorhandenen Altertümern. Verwoben mit der Romantik der Zeit sprechen sie von den Kelten, den Angelsachsen, und sie berichten über die Funde.

In Deutschland arbeitet in ähnlichem Sinne, offensichtlich in Zusammenhang mit den englischen Vorbildern, ein Forscher, es ist ANDREAS ALBERT RHODE. Er ist geboren 1682 in Barmstedt bei Hamburg. Dort war sein Vater, Detlev Rhode, evangelischer Pfarrer. Der Vater war schon ein eifriger Ausgräber mit eigener Sammlung, und als er 1717 stirbt, erbt der Sohn Andreas Albert die Funde und beginnt nun über sie zu schreiben, in wöchentlichen Ausgaben. Sein Werk: „Cimbrisch-Holsteinsche Antiquitäten-Remarques“ erscheint zuerst am 3. Januar 1719, ein Jahr später, 1720, ist es beendet. Im Jahre 1723 wird Rhode Pfarrer in Eichede bei Hamburg, er stirbt aber schon im folgenden Jahre, 1724.

Die Art seiner Beschreibung der Tongefäße ist gewürzt von köstlichem Humor, manchmal ist sie durchsetzt von Hohn und Spott gegen seine Vorläufer. Die Funde werden in der Sprache der Zeit Antiquitäten genannt, manchmal kommt auch das Wort Altertümer vor. Rhode beschreibt die Methode der Grabung, die Art, einen Hügel anzuschneiden. Er glaubt nicht mehr daran, daß die Gefäße in der Erde selbst wachsen, er glaubt auch nicht mehr wortgetreu dem Tacitus. Er sagt, daß Tacitus „nicht so vollkommen reine und distincte zu schreiben scheine, als angenommen wird“, und er erklärt, daß die Altertümer die einzig wirklichen authentischen und unverfälschten Quellen des Altertums seien, „denn woher sollen wir rechte Nachricht von ihnen (den Vorfahren) und von ihrem damaligen Zustand haben, wenn wir die Quellen nicht aus der Erde holen“. Man findet etwa folgende Stelle: „Der ehrliche Tacitus mag sie (die Cimbern) nebst allen Teutschen noch so rüde und wild abmahlen und beschreiben, wie er immer will, so weisen eben die Messer unter anderem aus, daß sie nicht so gewesen, wie sie uns geschildert werden, angesehen etliche derselben recht schön und nett ausgearbeitet und gezieret sind.“

Nach den Funden, besonders nach den Bronzen und den Eisengeräten, zählt er folgende Berufe bei den Germanen auf: Balbire, Goldschmiede, Grob- und Kleinschmiede, Kupferschmiede, Rohgießer, Schwerdtfeger, Töpfer, Steinmetzen, Schuster, Sattler, Gerber, Knopfmacher, Leinweber, Schneider (Rhode, *Ant. Rem.* 1719—20, S. 367).

Im Jahre 1720 erscheint ein Buch von JOHANN GEORG KEYSLER (1693—1743) mit dem Titel „*Antiquitates selectae septentrionales et celticae*“. Auch Keysler geht bei seiner Darstellung aus von englischen Monumenten, vor allem von Stonehenge. Er bemerkt als erster, daß die Megalithbauten in Süddeutschland fehlen, daß sie

aber in Norddeutschland vielfach vorhanden sind. Er spricht auch nicht mehr nur von Heiden im allgemeinen, sondern unterscheidet zwischen Germanen und Kelten. Er spricht von Walhall, von Einherjern und Walküren und sagt, die Megalithbauten können nur Gräber der Vorfahren gewesen sein, nicht Bauten von Riesen, wie Rhode noch annahm.

Kurz vor Beginn des 18. Jahrhunderts, 1697, erscheint eine Arbeit von HIEGELL über Tongefäße bei Mainz mit dem Titel „*Urnae sepulchrales nuper et extra urbem Moguntinam erutae descriptio*“. Die Arbeit bespricht die gefundenen Tongefäße, kommt aber zu keinem Ergebnis über ihr Alter oder ihre ethnische Bestimmung. Ähnlich ist es mit einer Arbeit von HERMANN NUNNINGH von 1714 mit dem Titel: „*Sepulchretum gentile*“. In dieser Arbeit werden die Funde in dem Gebiet von Münster behandelt. Der Verfasser spricht über die Tongefäße, die Megalithbauten, die er nicht recht erklären kann und sagt auch, daß die in vielen Städten bewahrten Riesenknochen nicht von Menschen stammen können, sondern daß es Tierknochen von der Sintflut seien (Nunningh, Bd. II, Kap. 11, § 8).

In Deutschland muß noch MARTIN MUSHARD (1699—1770) genannt werden, der seit 1724 im Kreise Stade viele Ausgrabungen machte. 1729 wurde er evangelischer Pfarrer in Geestendorf. Er schrieb ein Werk „*Palaeogentilismus Bremensis*“, das er 1755 abgeschlossen hat. Es ist erst 1928 von Ernst Sprockhoff veröffentlicht worden (Hannov. Jahrb. N.F. 3, 1927 (1928), S. 39—172).

In Frankreich hat ein Pariser Arzt, CHARLES PATIN, kurz vor 1700 das Wissen um die prähistorische Archäologie sehr bereichert durch eine Reise zu allen Altertums- und Münzensammlungen in Frankreich, England, Deutschland, Österreich, Holland und der Schweiz. Er berichtet über seine Ergebnisse 1695 in einem Werk «*Relations historiques*». Sein Ausgangspunkt ist das Grab des Childerich, und es ist bedeutungsvoll zu sehen, daß er erklärt, ein solches Grab sage mehr aus über eine Zeit als die Literatur, «*c'est trouver la vérité dans son azile, c'est là qu'elle est inviolable, et que les morts apreux mêmes informent bien mieux les vivants de leurs histoire*» (Patin, *Relations historiques*, 1695, S. 7).

Von großer Bedeutung für die prähistorische Archäologie wird eine Bewegung, die in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts beginnt mit den Benediktinern des Ordens St. Maur. Die Benediktiner sind immer besonders gebildete Mönche, und sie waren es, die damals zur Erforschung der Geschichte die Hilfswissenschaften der Geschichte förderten, die Paläographie, die Epigraphik, die Lexikographie und vor allem die Archäologie.

Unter den Händen der Mönche erwächst ein Werk, das lange Zeit grundlegend sein sollte, das Werk des Mönches BERNARD DE MONTFAUCON, «*L'Antiquité expliquée et représentée en figures*», das Buch erscheint 1719—24 in 15 Bänden. Es ist ein Foliowerk mit fast 40000 Abbildungen. Dieses Buch wird nicht nur für Frankreich, sondern für ganz Europa von größter Bedeutung. Das erste Kapitel spricht über die Götter der Alten in voller Sachlichkeit, weit entfernt von der sonst in dieser Zeit üblichen Überheblichkeit. Es weht in diesem Buch ein besonnener, klarer, wissenschaftlich verstehender Sinn. Alle sonst üblichen in der Zeit befangenen

Vorstellungen erscheinen in diesem Werke nicht. Die Religion der Germanen wird besprochen, die Gestalten der Götter, die Religion der Kelten, ihre Reliefs, ihre Skulpturen. Weitere Kapitel sprechen von den kulturellen Zuständen. Die Grundlagen dafür sind die Armringe, die Fibeln, die Gürtelschnallen. Der Verfasser behandelt eingehend die Ausgrabungen, die Steinbeile, die Tongefäße, die Brandbestattung.

Wohl ist es ihm noch nicht möglich, die Gefäße zeitlich und ethnisch zu gliedern und zu ordnen, aber das Werk ist zu seiner Zeit eine Fundgrube der Erkenntnis.

Bernard de Montfaucon wurde im Schlosse Soulage (Aude) am 16. 1. 1655 geboren, er ist dort gestorben am 21. 12. 1741. Im Jahre 1676 trat er ein in die Kongregation der Benediktiner von St. Maur. Er war ein guter Kenner des Griechischen und wurde deshalb 1687 nach Paris berufen zur Herausgabe der Schriften griechischer Kirchenväter. Hier übernahm er auch das Studium der bildenden Kunst des Mittelalters und der Vorzeit in Frankreich. Seine Bedeutung liegt auch darin, daß er Texte und Monumente überliefert hat, die während der französischen Revolution zerstört worden sind.

Seine wichtigsten Werke sind die folgenden: *Palaeographia Graeca* 1708. — *Bibliotheca manuscriptorum nova*, 2 Bde, 1739. — *Diarium Italicum* 1702. — *Les monuments de la monarchie française* 1729—33, 5 Bde.

In Frankreich erheben sich die Megalithbauten, die Dolmen und Ganggräber in der Landschaft, und so muß an ihnen, ebenso wie in Skandinavien und England, die Frage nach den Erbauern und nach ihrer Zeitstellung erwachen.

Der erste, der sich mit den Steinbauten in der Normandie beschäftigt, ist DE ROBIEN (1698—1756). Er läßt die Steinbauten von Carnac und Locmariaquer (Morbihan) von einem Zeichner Huguët zeichnen. Er gräbt auch aus, er findet Tongefäße, Knochen, aber es kommt nicht zu einer Veröffentlichung. Sein Manuskript lagert in der Bibliothek von Rennes.

Danach beschäftigt sich der COMTE DE CAYLUS mit den Bauten. Auch er zeichnet, vermißt, gräbt aus. Sein Buch erscheint 1767. Er überlegt, ob die Steinbauten Häuser zum Wohnen waren. Er denkt dabei an Nordvölker, die aus Skandinavien gekommen sind. Dann meint er, ob es Kulträume waren, danach findet er es besser zu schweigen und noch nicht eine Meinung zu äußern.

Philippe, Comte de Caylus ist in Paris geboren am 31. 10. 1692, er ist dort gestorben am 4. 8. 1765. Caylus ist der Sohn der Marquise von Caylus. Voltaire hat ihre Memoiren veröffentlicht. Caylus war Archäologe, Kunstschriftsteller und Sammler, er war ein Freund von Watteau. Caylus machte Reisen durch Deutschland, Holland, Italien, England, Griechenland, die Türkei und Kleinasien. Durch seine vergleichende Kunstbetrachtung übte er starken Einfluß aus auf J. Winckelmann. Sein Freund war auch der Dichter J. de Crébillon, der Wieland beeinflußt hat.

Sein Buch, in dem er über die Megalithbauten spricht, trägt den Titel: *Recueil des antiquités égyptiennes, étrusques, romaines, gauloises*, 7 Bd., 1752 bis

1765. Andere wichtige Bücher sind: *Nouveaux sujets de peinture et sculpture*, 1755. Dieses Buch ist zu seiner Zeit das wichtigste Quellenwerk zur Kunstgeschichte überhaupt. *Voyage d'Italie, 1714—1715*. — *Féries nouvelles*, 2 Bde, 1714, Neuauflage 1863.

Es ist von Interesse, die Stellungnahme von Comte Caylus im Wortlaut zu lesen. Er schreibt:

«On voit, que non seulement on rencontre ces monuments barbares sur les côtes de la mer; mais qu'on les trouve, et même en grand nombre, à quarante lieues ou environ dans les terres, ce qui donne une nouvelle preuve du long séjour que ces hommes du Nord ont fait dans la Gaule; car enfin, ce n'est de proche en proche, et par une succession de temps, qu'un peuple étranger abandonne les côtes pour avancer dans les terres. Mais enfin, la forme singulière de ce monument et d'autres pareils ne pouvant servir d'habitation, doit-elle être regardée comme un objet de culte? Quelle conjecture serait-il possible de hasarder à cet égard? Quelle idée pourrait être adoptée par la raison? On s'y perd, et le silence est le meilleur parti . . .»

Für uns Heutige ist es doch kulturgeschichtlich von Bedeutung, daß nicht einer derjenigen, die sich mit den Megalithbauten beschäftigt haben, bis um 1790 auf den Gedanken gekommen ist, die Steinbauten könnten Gräber sein.

Im Jahre 1796 erscheint ein Werk von LA TOUR D'AUVERGNE-CORET mit dem Titel: «*Origines gauloises, celles des plus anciens peuples de l'Europe*». La Tour spricht von den großen Steinbauten, besonders um Carnac, er erklärt, daß das die Plätze gewesen sind, wo die Gallier ihre Verträge beschworen haben und wo die Druiden, die Priester der Gallier, ihre Menschenopfer darbrachten.

Erst nach 1790 wird zum ersten Male der Gedanke geäußert, die Steinbauten seien Gräber. Es ist LEGRAND D'AUSSY. Er sucht die Steinbauten auf, er zeichnet sie und setzt auch den Spaten an in manchen Gräbern. Er findet Tongefäße, Bronzegeräte, Knochen von Menschen, und er erklärt: diese Bauten sind Gräber. Legrand d'Aussy ist 1737 geboren, er ist gestorben im Jahre 1800. Wegen seiner Bedeutung wird er 1795 zum Mitglied des Institut Français ernannt. Sein Werk über die Megalithbauten ist: *Les anciennes sépultures nationales*, es erscheint 1796, am 7. Ventose des Jahres VII der Republik.

Legrand d'Aussy ist derjenige, der aus der bretonischen, der keltischen Sprache die Bezeichnungen für die verschiedenen Arten der Steingräber eingeführt hat, so wie sie jetzt noch verwendet werden: Menhir für die aufrechtstehenden Steine, Dolmen für die Gräber mit einem Deckstein, Allées couvertes, Ganggräber, für die großen Grabenanlagen, Cromlechs für die Steinsetzungen.

Es ist von Interesse seinen eigenen Worten zu folgen, er sagt:

«Dans un sujet totalement neuf, et dont par conséquent le vocabulaire n'existe pas encore, je suis forcé de m'en faire un; et quoique par mon droit je fusse autorisé à créer des mots, je préfère néanmoins adopter ceux que je trouve existants, surtout quand ils me donnent comme le bas-breton l'espoir de représenter les anciennes dénominations gauloises».

Weiter: «On m'a dit qu'en bas-breton, ces obélisques bruts s'appellent ar-men-ir (la pierre longue). J'adopte d'autant plus volontiers cette expression qu'avec l'avantage de m'épargner des périphrases, elle m'offre encore celui d'appartenir à la France

et de présenter à l'esprit un sens précis et un mot dont la prononciation n'est pas trop désagréable».

Und: «Parlant d'une de ces tables qu'on voit à Locmariaker, dit qu'en bas-breton on l'appelle dolmin. Je saisis de nouveau cette expression qui comme les deux précédentes m'est nécessaire . . . J'adopte donc le mot de dolmine et je vais l'employer pour désigner les tables dont je parle».

Legrand d'Aussy versucht schon eine Datierung der Steingräber, er spricht von vier verschiedenen Stadien. Die ältesten gehören einer Epoche an, in der die Gallier noch nicht die Metalle kannten. Das zweite Stadium, Jahrhunderte umfassend, bedeutet den allmählichen Übergang zu der Epoche, die Kupfer verwendet. Diese Epoche mit Kupfergegenständen in den Gräbern ist das dritte Stadium. Die Zeit des Gebrauches von Bronze bedeutet das vierte Stadium. In der Zeit der Römer, so sagt der Verfasser, waren die Megalithgräber schon seit Jahrhunderten nicht mehr in Gebrauch. In der langen Zeit seit ihrer Verwendung hat man die Bedeutung vergessen, die Bewohner nennen sie Feenfelsen, Riesenhäuser. Eine Fülle von Legenden und Sagen wird mit ihnen verbunden.

So ist die wissenschaftliche Lage um 1800, aber noch lange Zeit danach werden die Megalithbauten angesehen als Altäre der Druiden, der Priester der Kelten. Die Keltomanie, wie man später sagte, war der Ausdruck der Zeit.

Das größte archäologische Ereignis dieses Jahrhunderts ist die Entdeckung von Pompeji und Herculaneum in Italien, beginnend mit dem 11. Dezember 1738, dem Tage, an dem der Marchese Don Marcello Venuti aus Toskana eine Inschrift findet, auf der geschrieben steht: „Theatrum Herculanensem“. Mit dieser Schrift ist es sicher, daß Herculaneum gefunden worden ist. Vorher waren drei Frauenstatuen von Prinz d'Elbœuf ausgegraben worden. August der Starke, König von Sachsen, hatte sie erworben, und sie waren nach Dresden gebracht worden. Im Pavillon des Großen Gartens wurden sie aufgestellt. 1738 heiratet König Karl, der Herrscher beider Sizilien, Maria Amalia Christine, eine Tochter von August dem Starken. Sie bestimmt, veranlaßt durch die Statuen in Dresden, daß neue Ausgrabungen gemacht werden. Sie beginnen am 22. Oktober 1738. Winckelmann hatte recht, wenn er sagte: „Es verdient der Welt bekannt gemacht zu werden, daß diese drei göttlichen Stücke die ersten Spuren gezeigt zur nachfolgenden Entdeckung der unterirdischen Schätze der Stadt Herculaneum“ (Egon Caesar Conte Corti, Untergang und Auferstehung von Pompeji und Herculaneum. München 1940, 5. Aufl., S. 153).

Die neuen Grabungen ergeben Reiterstatuen aus Bronze und Wandmalereien. Nun wird seit 1748 auch in Pompeji gegraben. 1750, 1752, 1754, 1755, jedes Jahr bringt neue, überraschende, die Welt begeisternde Funde. 1758 kommt Winckelmann nach Pompeji, 1769 Kaiser Joseph II., am 11. März 1787 besucht Goethe die Fundstelle zusammen mit den Malern Johann Heinrich Wilhelm Tischbein und Jakob Philipp Hackert.

Bei den vielen begeisterten Berichten über Pompeji, bei den überall bewunderten Kunstwerken, die gehoben waren, hatte Goethe wohl mehr erhofft. Als er Pompeji

sieht, ist er enttäuscht von der Kleinheit der Häuser, der Straßen. In seiner Italienischen Reise II berichtet er unter Sonntag, den 11. März 1787:

„Mit Tischbein fuhr ich nach Pompeji, da wir denn alle die herrlichen Ansichten links und rechts neben uns liegen sahen, welche, durch so manche landschaftliche Zeichnung uns wohl bekannt, nunmehr in ihrem zusammenhängenden Glanze erschienen. Pompeji setzt jedermann wegen seiner Enge und Kleinheit in Verwunderung. Schmale Straßen, obgleich grade und an der Seite mit Schrittplatten versehen, kleine Häuser ohne Fenster, aus den Höfen und offenen Galerien die Zimmer nur durch die Türen erleuchtet. Selbst öffentliche Werke, die Bank am Tor, der Tempel, sodann auch eine Villa in der Nähe, mehr Modell und Puppenschrank als Gebäude. Diese Zimmer, Gänge und Galerien aber aufs heiterste gemalt, die Wandflächen einförmig, in der Mitte ein ausführliches Gemälde, jetzt meist ausgebrochen, an Kanten und Enden leichte und geschmackvolle Arabesken, aus welchen sich auch wohl niedliche Kinder- und Nymphengestalten entwickeln, wenn an einer anderen Stelle aus mächtigen Blumengewinden wilde und zahme Tiere hervordringen. Und so deutet der jetzige ganz wüste Zustand einer erst durch Stein- und Aschenregen bedeckten, dann aber durch die Aufgrabenden geplünderten Stadt auf eine Kunst- und Bilderlust eines ganzen Volkes, von der jetzo der eifrigste Liebhaber weder Begriff noch Gefühl noch Bedürfnis hat.“

Nach einigen Tagen wandelte sich dieser enttäuschte Eindruck aber doch wieder zu einem großen Erlebnis. Unter dem 13. März schreibt Goethe seine Erinnerung an Pompeji nieder: „Sonntag waren wir in Pompeji. — Es ist viel Unheil in der Welt geschehen, aber wenig, das den Nachkommen so viel Freude gemacht hätte. Ich weiß nicht leicht etwas Interessanteres. Die Häuser sind klein und eng, aber alle inwendig aufs zierlichste gemalt. Das Stadttor merkwürdig, mit den Gräbern gleich daran. Das Grab einer Priesterin als Bank im Halbzirkel, mit steinerner Lehne, daran die Inschrift mit großen Buchstaben eingegraben. Über die Lehne hinaus sieht man das Meer und die untergehende Sonne. Ein herrlicher Platz, des schönen Gedankens wert . . .“

Johann Heinrich Wilhelm Tischbein (1751—1829), der Maler, der das Bild „Goethe in der Campagna“ gemalt hat, das heute im Städel-Museum in Frankfurt/M. hängt, Tischbein schreibt in einem Brief an Anna Amalia, Herzogin von Sachsen-Weimar am 18. Dezember 1792 aus Neapel (Eberhard Haufe, Deutsche Briefe aus Italien, Verl. Koehler u. Amelang, o. J. (1972) S. 80:

„Man findet jetzt Vasen mit den sonderbarsten Vorstellungen, die einem auf die wunderbarsten Gedanken bringen. Neulich fand man eine Vase, worauf ein hölzernes Kreuz gemalt war“ . . .

„Auch mythologische Vorstellungen hat man gefunden, die in diesem Fach sehr viele Aufklärung geben werden. Besonders ist der Marchese del Vasto glücklich gewesen, eine Vase zu finden mit vielen Figuren, wo die Hauptperson die Hekate ist, bei jeder ist der Namen auf Griechisch geschrieben. Dieses ist die schönste Vase, die ich je gesehen habe, und übersteigt an schöner und feiner Zeichnung alle anderen Vasen, die der König (Ferdinand IV. von Neapel), Hamilton, Vincencio und andere haben. Nach dem Stil der Zeichnung zu urteilen, so ist sie in Sizilien gemacht worden. Er fand selbige auf der Grabstätte der Hauptstadt der

Samniter, wo er jetzt graben läßt und täglich Vasen findet, so daß er in wenig Zeit einen ansehnlichen Schatz zusammen gebracht hat und noch zusammen bringen wird, weil in seinen Gütern die Grabstätte einer großen Hauptstadt liegt, und da, wo der König gräbt, war nur eine geringe Stadt gegen jene, und hat so viele vortreffliche Vasen gefunden, daraus läßt sich hoffen, daß dieser noch mehr finden werde“.

Aber noch ist es zu früh für eine tiefgreifende geistige Wirkung der Funde auf Europa, erst der Anfang des 19. Jahrhunderts hat dann, veranlaßt durch Pompeji, den Stil geschaffen, den man den Klassizismus nennt.

In Italien beherrscht naturgemäß die antike Forschung stärker das gesamte Feld. Damals wird schon die Welt der Etrusker bekannt. Das erste Werk über sie schreibt ein Engländer, SIR WILLIAM HAMILTON im Jahre 1766—67. Es hat den Titel: «Antiquités Etrusques, Grecques et Romaines». Durch dieses Werk wird die Porzellan-Fabrik Wedgwood so stark beeinflußt, daß sie ihre Keramik in Staffordshire nach Abbildungen in diesem Werk gestaltet.

Am Ende des Jahrhunderts führt Napoleon I. seinen Feldzug nach Ägypten durch, 1798—99. Er nimmt eine Anzahl von Gelehrten mit, der Blick Europas wird plötzlich nach Ägypten gewendet. Das Französisch-Ägyptische Institut wird in Cairo errichtet, der Rosette-Stein wird gefunden, der später, 1822, die Entzifferung der Hieroglyphen bringt. Eine Fülle von Kunstwerken wird mitgenommen, aufgekauft. Aber 1801, als die Franzosen Ägypten verlassen müssen, werden die Stücke von England übernommen, und so gelangen sie nicht in den Louvre, sondern nach London, in das British Museum, es war schon 1753 begründet worden. Der Louvre als Museum wird im November 1801 eröffnet mit 117 Gegenständen, fast nur römischer Herkunft.

Das 18. Jahrhundert begründet mehrere wissenschaftliche Gesellschaften und Zeitschriften für die Archäologie. 1707 wird die Association of Antiquaries geschaffen, sie nimmt 1718 den Titel an, den sie noch heute besitzt: “Society of Antiquaries of London”, ihre Charta erhält sie von König Georg II. im Jahre 1754.

Im Jahre 1770 erscheint die erste Nummer der Zeitschrift „Archaeologia“ in London, 1780 wird die „Society of Antiquaries of Scotland“ begründet. Schon 1732 hat sich eine Gesellschaft gebildet, die von großer Bedeutung für die Archäologie werden sollte, die „Society of Dilettanti“. Das Wort bedeutet damals die Liebhaber des Altertums. Die beiden Gesellschaften, die der Antiquaries und die der Dilettanti, tragen in England durch über zwei Jahrhunderte das wissenschaftliche Leben der Archäologie. PIGGOTT (geb. 1910), ein Prähistoriker unserer Tage, hat recht, wenn er 1935 sagt, aus der romantischen Bewegung des 18. Jahrhunderts ist die Vorgeschichtsforschung erwachsen (PIGGOTT, *Prehistory and the Romantic Movement*. Antiquity 1935, S. 22).

KAPITEL VI

Die Forschung in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts

Das Wesen einer Zeitepoche bestimmt sich immer am sichtbarsten durch den Stil der Kunstgestaltung.

So beruht der Klassizismus auf der Ausgrabung von Pompeji und Herculaneum, auf einer erneuten Wiederentdeckung der Antike nach der ersten in der Epoche der Renaissance. Aber diese zweite Epoche ist in manchen Punkten noch tiefgreifender. Mit dem Stil Louis XVI. beginnt es schon. Die Schwingung der Möbelformen hört auf, die Füße der Stühle, der Tische werden gerade, so wie bei den Funden in Pompeji. Seit der Kaiserzeit Napoléons I., seit 1804, nennt man diesen Stil Empire, es ist der Stil Pompejis.

Von 1806—1808 war Joseph Bonaparte (1768—1844), der älteste Bruder des Kaisers König von Neapel. König Joseph hatte sich besonders für Pompeji interessiert. Oftmals hatte er die Grabungen besichtigt. Er setzte 150 Arbeiter ein. Unter seiner Herrschaft wurde der Tempel der Fortuna ausgegraben, das Haus des Sallust, die Konsularstraße. Joseph ließ einen genauen Plan für die Grabungen herstellen (Henri Thédénat, *Pompéi*, Paris 1928, Bd. I S. 34—35). Michele Arditì, der Direktor des Königlichen Museums in Neapel wurde zum verantwortlichen Leiter der Ausgrabungen ernannt.

Am 22. Mai 1808 wurde Joseph zum König von Spanien bestimmt, und Murat übernahm im Juli 1808 das Königtum Neapel und Sizilien. Aber Murat war nicht weniger interessiert an Pompeji als König Joseph. Er erhöhte die Anzahl der Arbeiter auf 400, er ließ die Mauern der Stadt aufsuchen, den Schutt herausfahren, und dem Zuge der Straße folgend, grub er den Raum aus zwischen dem Herculaner Tor und dem Haus des Sallust.

Aber leidenschaftlich interessiert an Pompeji war die Königin, Caroline. Immer wieder erschien sie in Pompeji. In vielen Briefen an Königin Hortense (1783—1837), die Gattin von Louis Napoléon (1778—1846), König von Holland, hat sie über ihre Eindrücke der Ausgrabungen von Pompeji berichtet (*Prince Murat, Lettres et documents 1767—1815*, Paris 1908—1911, Bd. VI, S. 407f, Bd. VIII S. 58f). Private Grundstücke wurden gekauft, die Pioniere der Armee mußten bei den Arbeiten

helfen. Am 7. Oktober 1809 erschien ein ausführlicher Bericht im „Monitore Napoletano“. Königin Caroline, die sich selbst als Leiterin der Grabungen betrachtete, hatte Erfolg. In der Gräberstraße wurden Hunderte von Skeletten der Flüchtlinge gefunden, bei einem Skelett ein Beutel mit 69 Gold- und 115 Silbermünzen von den Kaisern Tiberius, Otho, Vitellius, Vespasian und Domitian. Manche Münzen sahen so aus, als seien sie eben erst aus der Prägestelle gekommen. Immer wieder wurden Schmuckstücke, Vasen, Goldgefäße, und auch die Statue einer Griechin und ihres Mannes entdeckt. Es erschien auch ein Buch, das Königin Caroline gewidmet war: J. de Clarac, *Fouille faite à Pompéi en présence de la Reine des Deux Siciles le 18 mars 1813*, Paris 1814.

Doch da kam das Ende. Am 18. Oktober 1813 erlag Napoléon den alliierten Armeen. Jedoch der künstlerische Stil, den das Kaiserhaus geprägt hatte, das Empire, blieb noch lange lebendig. In Wien und Berlin wurde er zum Biedermeier. Es ist ein Stil, beeinflusst durch die Grabungen von Pompeji. Gerade Formen gegenüber den Verschnörkelungen des Barock und des Rokoko.

Man kleidet sich in antikem Stil, man baut die Museen, das British Museum in London, das Alte Museum in Berlin, die Glyptothek in München, wie römische Tempel. Auch die Kirchen werden so gebaut, St. Madeleine in Paris, die Kasankathedrale in Petersburg. Der Justizpalast in Lyon, die Walhalla an der Donau bekommen griechisch-römische Formen. Sogar die Börsen in Paris und Petersburg werden wie griechische Tempel errichtet.

Das Bauwesen Preußens wird bestimmt von Karl Friedrich Schinkel (1781 bis 1841), er macht den klassizistischen Stil zum Stile des Staates.

Gleichzeitig steht daneben eine Erneuerung der Gotik, in der man die alte germanische Kunst wiederzuerkennen glaubt. Zuerst wird in England in neugotischem Stil gebaut, das Douglas-Castle, das Inverary-Castle bei London um 1750. 1776 folgt das gotische Haus im Wörlitzer Park bei Dessau, 1793 die Löwenburg im Park von Wilhelmshöhe bei Kassel. Es ist ein Zurückgreifen auf das Altertum, aber auf ein Altertum, das man sich verherrlicht vorstellt. Die Griechen und Römer werden idealisiert, ebenso die Germanen. Klopstock schreibt 1776 seine Hermanns-Schlacht, ein idealisiertes Germanenbild, und so sieht die Zeit die Griechen und die Germanen als ideale Menschen.

In der Malerei schafft Caspar David Friedrich das romantische Bild, das Hünengrab kommt immer wieder vor (1834), auch im Gedicht, wie bei Kosegarten (1758 bis 1818). Karl Blechen malt 1828 ein Bild: Die Semnonen in märkischer Landschaft, das in der Berliner Akademischen Ausstellung besonders bewundert wird. Wilhelm Lindenschmit der Ältere (1806—1848) und Wilhelm Lindenschmit der Jüngere (1829—1895) sind die Maler germanischen Altertums. Sie malen die Wandgemälde in den Arkaden des Hofgartens in München und die Fresken aus der bayerischen Geschichte in dem Schloß Hohenschwangau. So ist es verständlich, daß die Lindenschmits gleichzeitig Altertumsforscher sind.

Ludwig Lindenschmit, der ältere, geboren in Mainz 1809 und gestorben in Mainz 1893, ist der Bruder von Wilhelm dem Älteren. Er gründet 1843 in Mainz die Gesellschaft zur Erforschung der rheinischen Geschichte und Altertümer, und 1852 ist er die treibende Kraft zur Gründung des Römisch-Germanischen Zentralmuseums

in Mainz. Er wird sein erster Direktor. Sein Nachfolger wird sein Sohn, Ludwig Lindenschmit, der Jüngere (1850—1922).

Antonio Canova (1757—1822) und Bertel Thorwaldsen (1770—1844) werden von ihrer Zeit als Erneuerer der griechischen Kunst gefeiert, und den tiefen Ausdruck geben ihrer Epoche Gottfried Schadow (1764—1850) und Dannecker. Delacroix malt 1822 die „Dantebarke“, Dante und Virgil über den Styx setzend, 1824 das Gemetzel auf Chios. Es lebt eine Begeisterung für das Altertum. Die Welt steht im Banne der Archäologie.

Aber das Seltsame ist, diese Archäologie ist nur geträumt. Man kennt die Kämpfe der Griechen untereinander, ihre menschliche Schwäche, ihr häufiges Übergehen zum Feind, ihre Bestechlichkeit, und doch sind sie nach Winckelmann „Einfalt und stille Größe“. Man kennt die blutigen Kämpfe der Germanen untereinander aus dem Nibelungenlied, aus Gregor von Tours, und doch werden sie das Sinnbild der edlen Helden.

Die Romantik, die Geschichte verklärend, lebt von etwa 1790—1830, sie wirkt noch fort bis 1850.

Will man das Wesen dieser Zeit im Innersten verstehen, dann ist vielleicht das Entscheidende: das 18. Jahrhundert denkt noch statisch, es betrachtet die Welt als eine fertige, eine feststehende Tatsache, fertig in sich selbst und in seinen Teilen, als eine Schöpfung. Das 19. Jahrhundert erkennt die Veränderung, das Werden, das Wachsen, die Entwicklung, den Fortschritt, die Bewegung.

In der Archäologie stellt die Wissenschaft des 18. Jahrhunderts noch nicht die Frage nach dem Werden der Formen bei den Tongefäßen, bei den Bronzegeräten, bei den Grabformen, bei der Kunstbewegung. Nirgends begegnet das Problem, wann denn ein aufgefundenes Tongefäß geschaffen worden sei. Es ist „heidnisch“, und das bedeutet vorgeschichtlich, entweder vor den Römern oder auch nach den Römern aus der Völkerwanderungszeit. Die Zeitfrage wird also nicht gestellt, sie besteht gar nicht, sie ist wie nicht da. Und so ist es auch noch in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, so ist es bei allen Handbüchern der Archäologie, die damals geschrieben werden. Erst langsam setzen sich die philosophischen Fragen durch, die Herder stellt, die Hegel aufnimmt, die Schelling fortführt. Das 18. Jahrhundert erlebt das Einmalige des Menschen, das immer Gleiche seiner Welt des Gemütes, das Einheitliche seiner Grundhaltung, das 19. Jahrhundert dagegen erfährt den Wandel.

Die entscheidende Gestalt der Epoche ist HEGEL (1770—1831). Von ihm stammt der Gedanke der Bewegung des Lebens, des Werdens, der Entwicklung des Geistes. Wohl ist dieser Grundgedanke schon angelegt bei Herder (1744—1803), er wird entwickelt in seinen „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit“ (1784—1791), aber in den Mittelpunkt gestellt wird er erst bei Hegel. Bei Hegel bedeutet der Staat nicht einen fertigen Abschluß, er mündet immer ein in den weltgeschichtlichen Prozess, in das Werden. Bei Hegel ist die Geschichte nicht etwas Fertiges, Beendetes, Abgeschlossenes vor der eigenen Zeit. Auch Geschichte ist Bewegung, und aus Thesis und Antithesis erwächst für die Geschichte die Synthesis.

Es ist seltsam bei Hegel: Er hat den Widerspruch, die Dialektik der Dinge, das Aufsteigen durch Satz und Gegensatz in den Mittelpunkt seines Denkens gestellt, und die Macht dieser Dialektik hat auch sein eigenes Werk erfahren. Sein Gedanke war es, durch die Aufhellung des weltgeschichtlichen Werdens hinzuführen zur Sicherheit, zur Ruhe, zur Ausgeglichenheit. In seinem Denken liegt bei der Erkenntnis des ewigen Wachsens und Werdens ein Zug, das Wirkliche als vernünftig, als in sich geordnet, als gut, zu erfassen.

In Wahrheit hat sein Denken die stürmischsten Leidenschaften entfesselt, hat die zerstörendsten Bewegungen hervorgerufen, sowohl in der Religion, wie in der Politik, und vor allem im sozialen Erleben.

Es stellt sich naturgemäß die Frage, wie diese Wirkung möglich ist. Sie liegt in der Art seines Denkens. Er verwandelt die ganze Wirklichkeit in einen rastlosen Fortgang, in eine immerwährende Bewegung und erhebt gleichzeitig die Forderung, diesen Fortgang überschauen zu können. Beides aber wirkt gegeneinander. Das Überblicken der ganzen Bewegung des Menschwerdens, des Entfaltens, des Fortschreitens, verlangt, auch die Gegenwart als das bloße Glied einer Kette zu betrachten, denn dem Fortgang kann an keiner Stelle Stillstand geboten werden. Überblickt man aber das Ganze und die treibenden Mächte, dann ist dem Menschen auch die Kraft gegeben, die kulturgeschichtlichen Akzente zu versetzen und sich selbst eine Zielgebung der Geschichte zu schaffen. Der Kommunismus ist so aus den Gedanken Hegels erwachsen, und es ist nicht zufällig, daß Karl Marx ein Schüler von Hegel ist.

Für die Zeit Hegels selbst war diese Wendung des Denkvorganges noch nicht gegeben. Bei Hegel selbst überwiegen die Fragen der inneren Bildung, des geistigen Schaffens, des höheren Sinns und Strebens. Nach seinem Tode aber wird der Mensch mehr der Träger des unmittelbaren Daseins, sein Verhältnis zu Natur und Gesellschaft tritt ein in schwere Verwicklungen und gegensätzliche Kämpfe. Die Welt der Dichtung und Spekulation verblaßt, und das reale Dasein mit den Fragen des Lebenskampfes schiebt sich beherrschend in den Vordergrund. Nach Hegel kann der Mensch sich getrauen, die Dinge so oder anders zu lenken — der Gedanke der Lenkbarkeit des Daseins erscheint da, wo vorher eine bloße Hinnahme aller Existenz gegeben war. Ohne die gewaltige Denkarbeit Hegels wäre der wirtschaftliche Materialismus niemals so mächtig geworden.

So wie sein Denken das ganze Jahrhundert gestaltet, so natürlich auch die Archäologie, und sie vor allem, denn diese Wissenschaft ist es, die von dem Urmenschen, dem Vormenschen spricht, und wenn er im Paradies lebte, nach der Vorstellung der Zeit ohne Eigentum in gegenseitiger Liebe, dann braucht man ihm nur die Voraussetzung zu seinem Fall, das Eigentum, zu nehmen und der messianische, der paradiesische Zustand ist wieder da. Hier liegen die Wurzeln für die Gedanken von Marx und Engels. Sie haben ihren Ausgang in der Archäologie, in der Vorstellung von dem eigentlichen Sein des Menschen in der Urzeit, und deshalb tritt auch bei Marx und Engels ein Werk in den Mittelpunkt, das in New York 1877 erscheint. Es ist verfaßt von dem Ethnologen Lewis Morgan (1818—1881) und hat den Titel „Ancient society“. Mit dem Namen: „Die Urgesellschaft“ ist es, übersetzt von Eichhoff und Kautsky, 1891 in deutscher Sprache erschienen und hat die Be-

wegung des Sozialismus auf das tiefste beeinflusst. Das Buch von Engels von 1884 „Ursprung der Familie, des Privateigentums und des Staates“ beruht auf diesem Werk. Die Gedanken von Lenin und Stalin haben hier ihre Wurzel.

Wir können heute mit voller Sicherheit sagen, daß die Gedanken von L. Morgan falsch waren. Er hat nicht die älteste Epoche des Menschengeschlechtes dargestellt, nicht das Jägerdasein, sondern ein späteres, das der Ackerbauern, der Pueblo-Indianer Amerikas. So sind alle Folgerungen, die Engels, Lenin, Stalin an diesen Ausgang anknüpften, verfehlt. Die Zeit war damals noch nicht reif, um solche Gedanken den Tatsachen und Funden entsprechend durchdenken zu können.

In der Mitte des Jahrhunderts wird die Archäologie von solcher Bedeutung, daß sie ganze Weltansichten schafft, Weltansichten, die noch heute für Millionen von Menschen die tragenden Kräfte sind. Der Ausgang ist Hegel. Rudolf Eucken sagt einmal von Hegel (Lebensanschauungen der Großen Denker, Leipzig 1917, 11. Aufl. S. 477): „Aber mit Hegel selbst entfiel jene Bindung, die dämonischen Mächte zerrissen das bisherige Gefüge und verfolgten rücksichtslos ihre eigene Bahn. Zugleich stiegen sie von jener Höhe in das unmittelbare Dasein herab, verschmolzen mit seinen Interessen und ergossen in seine Bewegungen ihre Leidenschaft, ihren grenzenlosen Lebensdrang. Unter den dadurch erweckten Problemen steht unsere eigene Zeit. Wird sie jene dämonischen Mächte zu bändigen und ihren Wahrheitsgehalt zur Vernunft zu leiten vermögen?“

Wenn Hegel so einerseits diese vulkanische Wirkung schafft, so doch andererseits auch die tiefer forschende Frage nach Dasein, Schicksal, Entscheidung, nach dem Werden des Menschen.

Die geschriebene Literatur kann auf diese Fragen keine Antwort geben. Tacitus schreibt 98 nach Christus, Herodot um 480 v. Chr., aber was liegt davor?

Fragt man die geschriebene Geschichte, wie es damals der einzige Weg sein konnte, dann kann nur die Bibel antworten. Man zählt die Namen derer zusammen, die als Vorfahren von Christus in der Bibel genannt werden, rechnet für jeden 50 Jahre, und dann ergibt sich mit den 2000 Jahren seit Christi Geburt das Datum 4004 als das Datum Adams, als das Datum der Menschwerdung. Das tat der Erzbischof Ussher im Jahre 1636. Dieses Datum, 4004 v. Chr. wird bei allen Erläuterungen zu der amtlichen Bibel gedruckt, es wird der feststehende Zeitpunkt für den Beginn der Menschheit, an dem nicht gerüttelt werden kann. Die 6 Tage der Erschaffung der Welt werden nicht als Erdperioden angesehen, sondern in wirklichem Sinne als Tage, — und so wird der Schöpfungsvorgang noch 1833 dargestellt in einem Werk, das überall gelesen wird, in Paley's „Natural Theologie“, einem Buch, das 1802 zum ersten Male erscheint und das von dem Erzbischof von Canterbury und dem Bischof von London eingeleitet wird. Mitarbeiter sind Prout, Whewell, Buckland und andere.

Man kann sich heute den unglücklichen Gegensatz zwischen einer im guten Glauben irr tümlichen Lesung der Bibel und den Tatsachen und Funden nicht scharf genug vorstellen. Die erwachende Naturwissenschaft mußte gegen diese Zeitrechnung angehen, und sie ist nicht die der katholischen Kirche, sondern gerade die der evangelischen. Der Kampf muß also in Mittel- und Nordeuropa viel härter werden als in Südeuropa, in Spanien und Italien.

In England ist SIR CHARLES LYELL (1797—1875) der grundlegende Forscher der Geologie. Auch er glaubt zuerst noch an unveränderliche Arten, allmählich aber entsteht ihm der Gedanke der Evolution, der allmählichen Entfaltung alles Lebenden. Lyell untersucht die geologischen Schichten der Erdoberfläche, und er spricht von einem Alter der Erde von etwa einer Million Jahren. Später rechnet die Geologie von Hunderten von Millionen Jahren. Für die heutige Kenntnis ergibt sich durch den Atomzerfall ein Alter der Erde von 3 Milliarden Jahren, der Mensch ist erkennbar seit einer Million Jahren.

Will man die Gedankenwelt des 19. Jahrhunderts erfassen, muß man immer daran denken, daß solche Zahlen für die damalige Zeit ganz unbegreiflich waren. Der Mensch erscheint 4004 v. Chr., so ist es schriftlich überliefert, und jede andere Folgerung kann nur falsch sein. Aber im Grunde ist es nicht die Religion, die das Hindernde ist, gerade unter den führenden Forschern der Archäologie sind immer wieder Theologen — es ist vielmehr einmal das philosophische Denken, das nur ganz langsam die Hegelsche Vorstellung der Entwicklung übernimmt, es ist das philosophische Denken, das im Grunde weiter statisch, nicht funktional dynamisch ist, und es ist weiter der Ehrbegriff des europäischen Menschen, dem der Gedanke der Herkunft des Menschen aus der Reihe der Tiere nicht angebracht erscheint, weil er scheinbar den Wert und die Würde des Menschen niederdrückt. In Hegels Gedanken der Entwicklung alles Lebendigen ist diese Folgerung aber eingeschlossen, wenn sie auch nicht deutlich ausgesprochen wird.

Ein anderer großer Deutscher dieser Zeit steht auch ganz in diesem Gedanken der Entwicklung, es ist GOETHE (1749—1832). Der Einfluß Herders auf Goethe in seiner Straßburger Zeit ist es, der ihn zu diesem Denken, zu dieser Vorstellung bringt. Das, was Herder dem jungen Goethe in Straßburg vermittelt von der Entstehung der Sprache, der Poesie, dem Volkslied, der Architektur, der Malerei, es ist immer dasselbe Zauberwort: die natürliche Entwicklung. Goethe sagt später: „Meine mühselige, qualvolle Forschung ward erleichtert, ja versüßt, indem Herder die Ideen zur Geschichte der Menschheit aufzusuchen unternahm“. Frau von Stein fand mit ihrem klaren Blick nach der Lektüre des ersten Bandes von Herder sogleich das Gemeinsame der beiden Männer heraus. Sie schreibt an Knebel: „Das Buch macht wahrscheinlich, daß wir erst Pflanzen und Tiere waren; Goethe grübelt jetzt gar denkreich in diesen Dingen, und jedes, was erst durch seine Vorstellung gegangen ist, wird äußerst interessant“. (Karl Heinemann, Goethe, Leipzig 1895, 1. Bd. S. 397.) Herders Gedanke ist: „Der Menschen ältere Brüder sind die Tiere“, und diese Vorstellung Herders ist es, die Goethe so tief bewegt.

Die naturwissenschaftlichen Studien Goethes gingen auf das Ziel aus, zu beweisen, was Herder und mit ihm auch er selber annahm, nämlich, daß die Natur getragen ist von den Gesetzen der Entwicklung und des Werdens, und daß es in der Natur nichts Bleibendes, Stehendes, Festes, Unveränderliches gibt. Sein deutlichstes Wort zu dieser Haltung im Geiste ist dieses:

„Und solange du das nicht hast,
Dieses Stirb und Werde,
Bist du nur ein trüber Gast
Auf der dunklen Erde.“

In dieser Stellung Goethes zu dem Gedanken des Werdens liegt der Grund für seine geologischen Studien, für die der Botanik und vor allem der Anatomie. Bei dem Anatomen Loder in Jena betreibt er anatomische Studien und dabei tritt entscheidend der Gedanke auf, daß der Mensch sich dadurch vom Tier unterscheidet, daß er nicht den Zwischenknochen des Oberkiefers habe wie die Menschenaffen. An dieser Stelle wird nun Goethes Anteilnahme besonders wach. Mit Loder untersucht er Knochen für Knochen, und am 27. März 1784 werden seine Untersuchungen von Erfolg gekrönt. Goethe entdeckt, daß der Mensch vor der Geburt und gelegentlich auch in der Jugend die gleiche Oberkieferbildung habe wie die Menschenaffen: das „os intermaxillare“ ist auch bei dem Menschen gefunden. Er berichtet gleich an Herder: „Nach Anleitung des Evangelii muß ich Dich auf das eiligste mit dem Glücke bekannt machen, das mir zugestoßen ist. Ich habe gefunden — weder Gold noch Silber, aber was mir eine unsägliche Freude macht — das os intermaxillare am Menschen! Ich habe mirs auch in Verbindung mit Deinem Ganzen gedacht, wie schön es da wird“. (Heinemann, Goethe, Leipzig 1895, S. 399.)

Es ist eigentümlich, diese Gedankenwelt, die so umstürzend für das 19. Jahrhundert wurde, stammt nicht von antireligiösen Stellen, es ist der evangelische Theologe HERDER, der sie entwickelt, der Mann, der später in Weimar Generalsuperintendent wurde. So sagt er in dieser Zeit: Existiert Gott nicht in der Welt, überall in der Welt, und zwar überall ungemessen, ganz und unteilbar, so existiert er nirgend. Die ganze Welt ist nur eine Erscheinung seiner Größe, für uns erscheinende Gestalt. Die Entwicklung geht von Gott aus und endet in ihm; überall ist er der Leitende, der Wirkende, der Erhaltende. Die ganze Natur ist der Ausdruck Gottes; in der unmittelbaren Menge der Erscheinungen gibt es nur eine Einheit, das ist Gott“. (Herder, Gespräche über Gott.)

So ist auch Goethes Anteilnahme an der Ausgrabung zu verstehen. Es geht ihm um die Erkenntnis des Werdens. 1811 und 1820 veranlaßt er Grabungen und nimmt an ihnen teil.

Der Großherzog von Weimar läßt 1816 Grabhügel bei Groß-Romstedt öffnen, und Goethe zeigt lebhaftes Interesse und berichtet über sie 1818 in seiner Zeitschrift „Kunst und Altertum“. In den Jahren 1814—1817 fordert er immer wieder zur Gründung von Heimatmuseen auf, und seine eigene Sammlung, noch heute in Weimar erhalten, birgt eine große Anzahl vorgeschichtlicher Funde. (Leonhard Franz, Goethe und die Urgeschichte, Innsbruck 1949.)

Die geistigen Gegensätze, der Gedanke des Gleichbleibenden des Bestehenden, der Arten der Pflanzen, der Tiere, der Menschen auf der einen Seite, und die Bewegung, die Entwicklung, das Werden auf der anderen Seite, bestimmen das ganze Jahrhundert bis zu seinem Ende.

Am heftigsten werden die Gegensätze ausgetragen in Frankreich. Auf der einen Seite steht Cuvier, auf der anderen Lamarck und Geoffroy de Saint-Hilaire, und die Kämpfe sind unerbittlich.

GEORGES LÉOPOLD DAGOBERT BARON CUVIER lebt von 1769—1832. Er ist Schüler der Karlsakademie von Stuttgart. Mit 30 Jahren wird er Professor der Naturgeschichte am Collège de France in Paris. Er ist einer der großen Gelehrten seiner Zeit. Sein Werk: „Leçons d'anatomie comparée“ erscheint 1801. Es wird die grund-

legende Arbeit über die vergleichende Anatomie. Über die Wirbeltiere schreibt er ein großes anatomisches Werk 1821: „Recherches sur les ossements fossiles“, ein zweites Werk des gleichen Jahres ist: „Le règne animal“.

Cuvier erkennt natürlich, daß die Fossilien Reste vergangener Lebewesen sind, daß das Leben dieser Tiere vor langer Zeit erloschen ist. Wie ist aber das Verschwinden der alten Formen zu erklären, wie das Erscheinen neuer? Man kann es nicht anders deuten als durch den biblischen Bericht der Sintflut. Doch seine Kenntnis zwingt Cuvier, lange Zeiträume anzunehmen, mehrfache Vernichtungen ganzer Lebensformen, und so schafft er die Katastrophentheorie. Wörtlich sagt er „Offenbar ist das Leben auf unserer Erde oftmals von furchtbaren Ereignissen gestört worden. Lebende Wesen ohne Zahl sind als Opfer dieser Katastrophen gefallen; ihre Rassen sind auf immer ausgelöscht. Diese großen und furchtbaren Ereignisse werden allenthalben sichtbar für den, der ihre Geschichte aus ihren Denkmälern zu lesen versteht. (Georges Cuvier, Recherches sur les ossements fossiles. 1834, 4. Aufl. deutsch nach Jean Anker und Sven Dahl, Werdegang der Biologie. Leipzig 1938, S. 283.) Die Entstehung des Menschen aber kann nicht lange vor der Sintflut liegen, in den Schichten der Eiszeit kann der Mensch nicht gelebt haben, und so ist sein Wort verständlich, das der ganzen Epoche den Ausdruck gibt: „L'homme fossile n'existe pas“, „einen Menschen der Eiszeit gibt es nicht“.

Ihm gegenüber steht JEAN BAPTISTE PIERRE ANTOINE DE MONET CHEVALLIER DE LAMARCK (1744—1829). Die Folgerungen, die Lamarck aus seinen eigenen Untersuchungen zieht, sind denen Cuviers genau entgegengesetzt. Wie Cuvier erkennt er, daß bestimmte Lebensformen verschwinden und daß andere an ihre Stelle treten. Er findet aber, daß es unmöglich sei, dafür scharfe zeitliche Schnitte zu setzen. Er erkennt deutlich, daß sich nur ein allmählicher, ein gradweiser Übergang feststellen läßt. Er sieht, daß andere Lebensbedingungen andere Formen entstehen lassen, und er beweist dies an Schlangen und Giraffen. Eigenschaften werden erworben und durch Vererbung weitergegeben. Seine Hauptwerke sind: „Philosophie zoologique“, 1809 und „Histoire naturelle des animaux sans vertèbres“ 1815—1822. Er ist der eigentliche Begründer der Deszendenztheorie, der Abstammungslehre, der Entwicklungslehre.

Nach dem Tode Lamarcks, 1829, wird der Fortsetzer seiner Gedanken GEOFFROY DE SAINT HILAIRE (1772—1844). Er begleitet 1798 Napoléon auf seiner ägyptischen Expedition als Naturforscher, 1809 wird er Professor für Zoologie. Seine Hauptwerke sind: „Histoire naturelle des mammifères“, 1820—1842, und „Sur le principe de l'unité de composition organique“, 1828. Besonders in diesem zweiten Werk und in einem dritten: „Principes de philosophie zoologique“, 1830, legt er seine Gedanken der Einheit der Natur dar.

Das Erscheinen des dritten Werkes führt zu scharfen Auseinandersetzungen in der Akademie der Wissenschaften in Paris am 22. Februar 1830 und am 19. Juli 1830. Geoffroy de Saint Hilaire verteidigt seine Überzeugungen. Doch der sprachgewandte Cuvier ist ihm in der Behandlung des Gegenstandes überlegen. Saint-Hilaire legt jedoch klar seine Gedanken vor — zwei große Gegensätze stehen gegenüber: hier Cuvier, der sogar die Existenz eines diluvialen Menschen ablehnt, der immer völlige Vernichtungen und ständige Neuschöpfungen konstruiert, und auf

der anderen Seite Saint-Hilaire mit dem Gedanken, daß es nicht feststehende Arten gebe, daß immer eine Form aus der anderen erwachse.

Goethe nimmt den lebhaftesten Anteil an diesem Streitgespräch. Es findet sich in dem Werk von Woldemar Freiherr von Biedermann „Goethes Gespräche“, 7. Bd., 1829 und 1830, Leipzig 1890, S. 320 die Wiedergabe eines Gespräches, das Goethe mit Soret, einem Erzieher der Prinzen am Weimarer Hof am 2. August 1830 führte. Wegen der Bedeutung der Worte Goethes möchte ich sie wörtlich anführen. Die politische Situation war so, daß am 26. Juli 1830 der französische König Karl X. (1824—1830) abgedankt hatte, die Julirevolution war ausgebrochen. Die Monarchie wurde schließlich wieder gerettet durch Louis-Philipp, den Bürgerkönig, der von 1830—1848 regierte.

Soret berichtet: „Die Nachrichten von der begonnen Julirevolution gelangten heute nach Weimar und setzten alles in Aufregung. Ich ging im Laufe des Nachmittags zu Goethe. „Nun“, rief er mir entgegen, „was denken Sie von dieser großen Begebenheit? Der Vulkan ist zum Ausbruch gekommen; alles steht in Flammen, und es ist nicht ferner eine Verhandlung bei geschlossenen Türen!“

„Eine furchtbare Geschichte“ erwiderte ich, „Aber was ließ sich bei den bekannten Zuständen und bei einem solchen Ministerium anderes erwarten, als daß man mit der Vertreibung der bisherigen königlichen Familie endigen würde.“

„Wir scheinen uns nicht zu verstehen, mein Allerbesten“, erwiderte Goethe. „Ich rede gar nicht von jenen Leuten; es handelt sich bei mir um ganz andere Dinge. Ich rede von dem in der Akademie zum öffentlichen Ausbruch gekommenen, für die Wissenschaft so höchst bedeutenden Streit zwischen Cuvier und Geoffroy de Saint-Hilaire!“

„Diese Äußerung Goethes war mir so unerwartet, daß ich nicht wußte, was ich sagen sollte, und daß ich während einiger Minuten einen völligen Stillstand in meinen Gedanken verspürte.“

„Die Sache ist von der höchsten Bedeutung“, fuhr Goethe fort, „und Sie können sich keinen Begriff machen, was ich bei der Nachricht von der Sitzung des 19. Juli empfinde. Wir haben jetzt an Geoffroy de Saint-Hilaire einen mächtigen Alliierten auf die Dauer. Ich sehe aber zugleich daraus, wie groß die Theilnahme der französischen wissenschaftlichen Welt an dieser Angelegenheit sein muß, indem trotz der furchtbaren politischen Aufregung die Sitzung des 19. Juli dennoch bei einem gefüllten Hause stattfand. Das Beste aber ist, daß die von Geoffroy in Frankreich eingeführte synthetische Behandlungsweise der Natur jetzt nicht mehr rückgängig zu machen ist. Die Angelegenheit ist durch die freien Diskussionen in der Akademie, und zwar in Gegenwart eines großen Publicums, jetzt öffentlich geworden, sie läßt sich nicht mehr an geheime Ausschüsse verweisen und bei geschlossenen Türen abthun und unterdrücken. Von nun an wird auch in Frankreich bei der Naturforschung der Geist herrschen und über die Materie Herr sein. Man wird Blicke in große Schöpfungsmaximen thun, in die geheimnisvolle Werkstatt Gottes! Was ist auch im Grunde aller Verkehr mit der Natur, wenn wir auf analytischem Wege bloß mit einzelnen materiellen Theilen uns zu schaffen machen und wir nicht das Athmen des Geistes empfinden, der jedem Theile die Richtung vorschreibt und jede Ausschweifung durch ein inwohnendes Gesetz bündigt oder sanktioniert!“

„Ich habe mich seit fünfzig Jahren an dieser großen Angelegenheit abgemüht; anfänglich einsam, dann unterstützt, und zuletzt zu meiner großen Freude überragt durch verwandte Geister. Als ich mein erstes Aperçu vom Zwischenknochen an Peter Camper schickte, ward ich zu meiner innigsten Betrübnis völlig ignoriert. Mit Blumenbach ging es mir nicht besser, obgleich er nach persönlichem Verkehr auf meine Seite trat. Dann aber gewann ich Gleichgesinnte an Sömmering, Oken, D’Alton, Carus und anderen gleich trefflichen Männern. Jetzt ist nun auch Geoffroy de Saint-Hilaire entschieden auf unserer Seite und mit ihm alle seine bedeutenden Schüler und Anhänger Frankreichs. Dieses Ereignis ist für mich von ganz unglaublichem Werth, und ich juble mit Recht über den endlich erlebten allgemeinen Sieg einer Sache, der ich mein Leben gewidmet habe und die ganz vorzüglich auch die meinige ist“.

Die Sache war wirklich ganz vorzüglich auch die seinige, aber er stand bald mit ihr fast allein, ebenso wie Saint-Hilaire, wie sein Freund Sömmering in Mainz und noch einige andere. Der Kampf zog sich bis in das 20. Jahrhundert hin, immer deutlicher wurde es, daß Herder, daß Goethe recht hatte, daß der Mensch aus der Tierreihe herkommt, immer neue Funde ergaben die Zwischenformen, aber um so fester wurde der Widerstand. Er erhob sich in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts immer erbitterter gegen Darwin und Haeckel und noch am 21. Juli 1925 wurde in Dayton, Tennessee, USA ein junger Volksschullehrer, John Scopes verurteilt, weil er seinen Schülern die Abstammungslehre vorgetragen hatte. Er wurde seiner Stellung enthoben.

Man kann die Haltung der Menschen dieser Epoche, des ganzen 19. Jahrhunderts, in der Frage der prähistorischen Archäologie nur verstehen, wenn man die geistigen Hintergründe vor Augen hat. Sie sind so, daß sich nur ganz allmählich, nur in mehr als hundert Jahren des Kampfes die Erkenntnis durchsetzen kann, daß der Mensch aus der Tierreihe herkommt.

Es ist nicht die Religion, die diesem Gedanken entgegensteht, gerade auf der Seite der Abstammungslehre stehen viele Geistliche, und Freidenker wie Virchow auf der entgegengesetzten. Die Zeit ist die des religiösen Liberalismus, des Freidenkertums, wie man damals sagte. Die großen religiösen Fragen, die noch das 17. Jahrhundert so stark beeindruckt hatten, sie sind jetzt ganz verblaßt und stark zurückgetreten. Es ist etwas Anderes, etwas viel Tieferes: das philosophische Weltbild des europäischen Menschen wird angegriffen, seine so festgefügte Stellung im Weltganzen wird bedroht.

Das Denken Europas beruht seit den Griechen auf der Herrschaftsstellung des Menschen gegenüber der Natur. „Vieles Gewaltige lebt, doch nichts ist gewaltiger als der Mensch“, so drückte es Sophokles aus, und Pindar sagte, der Mensch ist das Maß aller Dinge. Die Stellung des Menschen im Kosmos ist so, daß der Mensch durch die Erkenntnis, durch die Vernunft die Natur ganz zu erkennen vermag, und daß er in der Lage ist, sie sich völlig untertan zu machen. Der Mensch ist abgehoben von der übrigen Natur, er steht ihr gegenüber, er ist ihr nicht eingeordnet.

Ganz anders ist das Denken Asiens. Nach der geistigen Haltung Indiens, Chinas, Japans, ist der Mensch ein Teil der Natur, er ist in sie eingebunden, sein Sein ist im Wesen das gleiche wie das von Pflanze und Tier. In den chinesischen Schulbüchern

wird den Kindern seit Jahrhunderten der Übergang vom Affen zum Menschen im Bilde dargeboten. Der asiatische Mensch kann also von der Entdeckung der Verbindung des Menschen mit dem Tiere niemals betroffen werden. Das europäische Denken trifft diese Entdeckung aber tief. Es beruht seit den Griechen auf dem Gegensatz Körper und Geist, *sarx* und *pneuma*, wie es im Neuen Testament heißt, und Geist hat nur der Mensch und die Gottheit. Durch den Geist ist der Mensch der Gottheit gleich, und die Gottheit ist zum Menschen geworden im Geist. „Von einem Geschlecht sind Menschen und Götter“, so drückt es Pindar aus, und so ist auch das Erleben des Menschen im Neuen Testament.

Es ist keine Frage so tiefgreifend wie diese, Haeckel nannte sie die Frage aller Fragen, und Jaspers (1883—1969), ein Philosoph unserer Tage, nennt die Frage nach dem Unterschied von Mensch und Tier, und damit die Frage nach der Menschwerdung, die erregendste Frage (Der philosophische Glaube, 1948, S. 46). Tatsächlich, sie ist die erregendste Frage, und ein ganzes Jahrhundert hat um sie gerungen. Sie ist vor allem eine philosophische, daneben auch eine religiöse Frage, aber besonders eine prähistorische Frage, und so sollte es das 19. Jahrhundert sein, das diese Frage immer wieder stellen mußte. Die endgültige Antwort konnte erst das 20. Jahrhundert geben.

Aus dieser Sicht heraus sind die großen geistigen Kämpfe zu verstehen, die das 19. Jahrhundert in der prähistorischen Archäologie durchziehen bis zu seinem Ende. Die erste Hälfte des Jahrhunderts schafft die Fragestellung, die zweite Hälfte bringt schon eine Blickrichtung, eine Sicherung, aber noch nicht eine Gewißheit. So ist das 19. Jahrhundert besonders entscheidend in der Geschichte der prähistorischen Forschung, zugleich das an Gegensätzen reichste.

Der Schwerpunkt der Forschung in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts verlagert sich auf vier Länder: auf Frankreich, Dänemark, Südrußland und Italien. Die übrigen Länder sind nicht von der Bedeutung, obgleich sie naturgemäß auch beitragen zu der gewaltigen Erweiterung der Blickpunkte.

In Frankreich ist es ein Zollbeamter, der den Kampf auskämpft mit großer Ausdauer und zäher Erbitterung. Es ist JACQUES BOUCHER DE CRÈVECOEUR DE PERTHES (1788—1868). Er wird in Rethel (Ardennes) geboren, sein Vater ist zuerst Zolldirektor in St. Valéry (Somme), seit 1825 in Abbeville (Somme), und so tritt auch Jacques Boucher de Perthes 1802 in den französischen Zolldienst ein. Von Napoleon I. wird er zu diplomatischen Missionen nach Italien, Österreich, Deutschland und Ungarn gesandt. Sein Vater ist ein gebildeter Mann, er liebt Botanik, Literatur und Geschichte und gründet eine wissenschaftliche Gesellschaft in Abbeville, die „Société d'Emulation“. Als er 1826 in den Ruhestand tritt, übernimmt der junge Boucher de Perthes seine Stelle und auch die wissenschaftlichen Aufgaben und wird nun Zolldirektor in Abbeville. Dort hat er bald einen Freund, Casimir Picard, der sich ebenfalls mit Geologie und Vorgeschichte beschäftigt. Zusammen suchen sie Kiesgruben ab in der Nähe von Abbeville, in Moulin-Quignon und Menchecourt.

Es ist an einem Sommerabend des Jahres 1826, als de Perthes in der Vorstadt Saint-Gilles in einer Kiesgrube eine Schicht sieht, die er für tertiär, oder, wie man

damals sagte, für vorsintflutlich hält. Er entdeckt viele Feuersteine, aber nicht Tongefäße. Da kommt ihm der Gedanke, daß der Mensch der Vorzeit doch zuerst die Feuersteine verwendet haben müßte, Feuersteine, bevor er Tongefäße, Bronze und Eisen gebrauchte. Er berichtet später, daß dieser Gedanke für ihn entscheidend war, und daß es nicht die Funde waren, die ihn überzeugten, es war vielmehr die Idee, die Konzeption. „Meine wissenschaftlichen Ergebnisse“, so schreibt er später, „beruhten auf Vorausberechnung. Diese Berechnung gab mir die Sicherheit. Ich habe nicht eine einzige Schicht untersucht, ohne daß ich mir eine Idee als Gewißheit, vorstellte“. (*Ma science n'était que prévision. Et cette prévision était devenue conscience. Je n'avais pas encore analysé un seul banc que je tenais ma découverte pour faite*). (Colin-Simard, *Découverte archéologique de la France*. Paris 1957, S. 14.)

Auch Boucher de Perthes ist überzeugt von der wörtlichen Richtigkeit der biblischen Berichte der Sintflut. Aber, so denkt er, die Flut hat nicht das ganze menschliche Leben zerstört. Die angeschwemmten Schichten der Somme, sie sind die Zeugnisse dieser Flut. Man muß in ihnen die Spuren des vorsintflutlichen Menschen, „de l'homme antédiluvien“ wiederfinden. An ein Mitglied seiner Gesellschaft, der „Société d'Emulation“ schreibt er, „ich suche immer weiter, und eines Tages werde ich die Spuren des Menschen vor der Sinflut finden: ‚J'ai la foi‘, ich habe den Glauben“.

Im Jahre 1828 findet er den ersten bearbeiteten Feuerstein. Er liegt in der Schicht in der Nähe des Hospitals von Abbeville. Er ist 12 cm lang und trägt deutlich zwei Abschlüge. Mit diesem Stein beginnt der wissenschaftliche Kampf, der fünfunddreißig Jahre dauern sollte.

Der Stein bedeutet den Beginn seiner ganzen Sammlung, er wandert weiter, er kommt als ein wertvolles Dokument menschlichen Forschens zuletzt in das Musée des Antiquités Nationales in Saint-Germain. Er trägt heute dort die Nummer 7063.

Und nun verdoppelt Boucher de Perthes seinen Eifer. Er findet mehr der behauenen Steine, er zeigt sie seinen Freunden. Niemand glaubt ihm. Er schreibt: „Die menschliche Arbeit an den Steinen war sichtbar für jedermann. Ich aber bin es allein, der sie erkennt“. (*Là, le travail humain devait être évident pour tout le monde; ici encore, il ne fut que pour moi*. Colin-Simard, l. c. S. 15.)

Immer weiter durchsucht er die Schicht der Kiesgruben. Am 3. August 1837 entdeckt er drei Faustkeile, dazu Knochen ausgestorbener Tiere. Und nun wird es eine Fülle von Feuersteinen. Er stellt die Sammlung 1838 in Abbeville aus, 1839 in Paris. Er wird verlacht und bespöttelt, niemand glaubt ihm. Die Wirkung von Cuvier ist zu groß, seine Ablehnung des fossilen Menschen ist nicht zu überbrücken.

Im Jahre 1839 schreibt er ein Buch: „De la création“, es sind fünf Bände, sie erscheinen bis 1841. In dem Buch erklärt er, daß der Mensch schon im Tertiär, also vor den Eiszeiten, gelebt habe, und daß die Werkzeuge aus dieser Zeit stammen. Sein wichtigstes Werk ist: „Antiquités celtiques et antédiluviennes“, 3 Bände, 1846—1865. Sein letztes Werk hat den Titel: „De l'homme antédiluvien et de ses oeuvres“, 1860.

Natürgemäß kann bei ihm zu seiner Zeit noch keine klare Vorstellung von dem Urmenschen vorhanden sein, und in seinen Büchern finden sich viele Eigentüm-

lichkeiten, seltsame Bemerkungen. Er hält den Urmenschen für einen Kelten, er glaubt, daß er schon vor der Sintflut gelebt habe. Sein Erfolg liegt schließlich in dem Nachweis der Existenz des eiszeitlichen Menschen. Kein Verlassen, keine Ablehnung, kein Widerstand hält ihn ab von seinem Bewußtsein, daß er den Beweis gefunden habe, der Mensch hat vor der Sintflut gelebt, und hat sorgfältig behauene Werkzeuge geschaffen.

Auch bei Boucher de Perthes gibt es jenen frommen Betrug, wie er in der Geschichte der Forschung noch mehrfach vorkommen wird.

Boucher de Perthes sammelt später nicht mehr allein, er nimmt Arbeiter, sie bemerken seinen Eifer, seine Ergriﬀenheit, Er sucht nach Skeletteilen des Menschen in den Schichten. Eines Tages finden die Arbeiter diese Knochen, sie haben sie, um ihm Freude zu machen, in die Schichten gelegt, dann haben sie ihn an diese Stelle geführt, er selbst hat die Knochen ausgegraben — und doch sind sie eine Fälschung. Die Fälschung wird erkannt, und nun entsteht die Folgerung, alles, was Boucher de Perthes gehoben hat, ist falsch. Es hat lange gedauert, bis dieser Schock überwunden war. Zum Schluß wird sein großes Werk doch von Erfolg gekrönt. Er kommt nicht von seinen Landsleuten, sondern von den Engländern.

Im Jahre 1858 besucht ein englischer Geologe, Falconer, die Schichten der Somme. Er findet ebenfalls Faustkeile zusammen mit Knochen von Elefanten und Rhinocerossen. Dann besuchen die Fundstellen andere englische Geologen, Prestwich und John Evans, und auch sie überzeugen sich von der Tatsache, daß Knochen ausgestorbener Tiere zusammen mit den von Menschen bearbeiteten Steinen gefunden werden. Am 26. Mai 1859 legt Prestwich der Royal Society in London das Ergebnis von Boucher de Perthes vor. Er erklärt, daß er bisher auch nicht an das hohe Alter des Menschengeschlechtes geglaubt habe, daß er nun aber überzeugt sei, der Urmensch habe schon in der Eiszeit gelebt. Es sind die großen Naturwissenschaftler Englands anwesend, Sir Lyell, Murchison, Huxley, Faraday, Wheatstone, John Evans. 1859 reist nun auch Sir Lyell mit John Evans, dem Archäologen, nach Amiens und Abbeville, und sie erkennen sofort die Richtigkeit der Funde von Boucher de Perthes. Zwar sind die Schichten nicht tertiär, sondern quartär, einer der Eiszeiten zugehörig, zwar sind es auch nicht die Kelten, die de Perthes gefunden hat, aber er hat tatsächlich den Nachweis erbracht, daß der Mensch der Eiszeit zusammen gelebt hat mit den ausgestorbenen Tieren, mit Elefant und Rhinoceros.

Kurz vorher, 1858, hatte noch ein französischer Kongreß der Société des Antiquaires de Picardie in Laon stattgefunden, auch dort hatte man über die Funde von de Perthes gesprochen. Alle Teilnehmer standen auf der Seite des großen Zoologen Cuvier: „L'homme fossile n'existe pas“, und so faßte der Kongreß den Beschluß; „un ramassis sans valeur de pierres recueillies au hasard“, „ein Haufen Steine ohne Wert, zufällig aufgelesen“. Stärker konnte die Ablehnung nicht sein.

Ein Jahr später erklärt Sir Charles Lyell, der damals der bedeutendste Geologe der Zeit ist, daß die Faustkeile von Boucher de Perthes echt sind, und daß es nun sicher sei, daß der Mensch schon zur Eiszeit gelebt habe. Diese Erklärung gibt er ab auf der British Association in Aberdeen 1859, und so ist das Jahr 1859 das Geburtsjahr der wissenschaftlichen prähistorischen Archäologie der Eiszeit. In der Zeitschrift „Athenaeum“ vom 16. Juli 1859 schreibt Ramsay: „Die Faustkeile von

Amiens und Abbeville sind Werke der Kunst genau so wie eine Schnitzerei.“ (The flint hatches of Amiens and Abbeville seem to me as clearly works of art as any Sheffield whittle.) Einige Monate später erkennt die Royal Society of London die Steine von Abbeville als echt an. Die wissenschaftliche Welt von Paris ist ver-zweifelt. Nur Einige finden den Mut, gegen die Autorität von Cuvier zu sprechen. Gaudry und Quatrefages, zwei bekannte Archäologen, erklären sich für de Perthes, aber die allgemeine Meinung ist noch immer so sehr gegen ihn, daß auf Veranlassung der Académie de France die Familie seine Bücher nach seinem Tode, 1868, einstampfen läßt. In einem Katalog des Buchhändlers Derach von 1869 findet sich auf S. 24 folgende Notiz: „Les ouvrages de M. Boucher de Perthes ont été retirés du commerce par décision de famille.“

ABBÉ HENRI BREUIL, der große Entdecker der eiszeitlichen Kunst, hat später Boucher de Perthes den Mann genannt, der das Tor aufgestoßen hat zu der Erkenntnis des Alters des Menschen. 1908 wurde ihm auf dem Hauptplatz der Stadt Abbeville ein Denkmal gesetzt. Das Museum der Stadt, das noch heute so viele seiner Fundstücke besitzt, hat den Namen „Musée Boucher de Perthes“ erhalten.

Boucher de Perthes war kein amtlicher Wissenschaftler, er war ein Amateur, ein besessener Amateur, ein großer Abenteurer wie Kolumbus, wie Stanley, wie Robert Koch, wie Schliemann. Gerade das gibt ihm seine Stärke, seine Energie, seine Widerstandskraft gegen eine Welt der Wissenschaftler. In einem Brief an seinen Freund hat er einmal geschrieben: „Ich bin kein Wissenschaftler, ich bin ein Bohémien der Wissenschaft, ich möchte sagen des Abenteurers, und wenn ich richtig falle, ist es dann nicht mehr Glück als Verdienst? (Je ne suis pas un savant, je suis un bohème de la science, je dis la bonne aventure, et si parfois je tombe juste, il y a de bonheur que de mérite?“ Colin-Simard, *Découverte archéologique*, 1957, S. 20.)

Seine Biographen haben sein Bild verschieden gesehen (Ledieu, Boucher de Perthes (1885), Létienne, Boucher de Perthes. *Revue préhistorique* 1906), aber im Ganzen betrachtet war er ein Mann von großem Geist, der eine ganze Welt gewandelt hat.

Es gab auch für Boucher de Perthes Vorläufer, aber es waren Beobachter, nicht Entdecker.

Gegen Ende des 17. Jahrhunderts hatte ein Forscher, Mr. Conyers, bei der Gray's Inn Lane in London einen Faustkeil aus Feuerstein gefunden zusammen mit Skelettresten von Elefanten, vermutlich dem Mammut. John Bagford beschreibt diesen Fund in einem Bericht von 1715 und nimmt an, der Elefant ist einer von den Tieren, die Kaiser Claudius nach England gebracht hat.

Johann Friedrich Esper entdeckte in einer Höhle Gailenreuth bei Bamberg im Jahre 1771 menschliche Knochen zusammen mit Skelettresten ausgestorbener Tiere. Er nimmt an, die menschlichen Überreste sind durch Zufall in die Schichten gekommen.

Im Jahre 1797 sandte John Frere an den Sekretär der Society of Antiquaries in London bearbeitete Feuersteine aus Hoxne bei Diss, Suffolk, die in einer Schicht mit Knochen von ausgestorbenen Tieren gelegen haben. Die Menschenknochen wurden sehr alter Zeit zugewiesen.

Im Jahre 1823 grub Dean Buckland, Dekan von Westminster, die „Goat's Hole“ Cave von Glamorgan aus. Er hat hier das Skelett eines Kindes gefunden, später die Red Lady of Paviland genannt. Auch hier lagen in derselben Schicht bearbeitete Steine und Knochen ausgestorbener Tiere. Dean Buckland datierte die Funde in die römisch-britannische Epoche.

Im Jahre 1821 hatte d'Hombres Firmas in einer Höhle bei Durfort (Gard) von einer Stalagmitenschicht bedeckt, menschliche Gebeine gefunden. Auch sie lagen zusammen mit Knochen ausgestorbener Tiere. Die menschlichen Knochen zeigten keine Anzeichen, daß sie von einer Flut, der Sintflut, hierher getragen worden wären.

Nun forderte der französische Zoologe Henri Marie Ducrotay de Blainville (1788—1850) öffentlich Cuvier auf, endlich zu gestehen, daß der Mensch mit den großen ausgestorbenen Tieren zusammen gelebt habe (Herbert Kühn, *Das Erwachen der Menschheit*, 1958, 5. Aufl. S. 16). Doch Cuvier antwortete nicht.

Im Jahre 1826 machten Tournal und de Christol Ausgrabungen in der Höhle Bize bei Narbonne. Sie fanden Knochen von Rentieren und Auerochsen, die von menschlicher Hand bearbeitet waren. Weiter entdeckten sie Muscheln, die von Menschen, die in der Vorzeit in dieser Höhle gelebt hatten, dorthin gebracht sein mußten, zusammen mit Knochen von Höhlenbären, von Höhlenhyänen und Rhinoceros. Diese Funde ergaben eindeutig, daß der Mensch mit den ausgestorbenen Tieren gleichzeitig gelebt haben mußte. Und doch wagte niemand den entscheidenden Schluß.

Besonders ergebnisreich waren aber die Forschungen von dem bedeutenden Anatomen Dr. Schmerling in Lüttich. Er begann seine Untersuchungen Ende des Jahres 1829 und grub in mehr als 40 Höhlen. Nicht immer hatte er Erfolg bei seinen Untersuchungen. Aber in der Höhle von Engis, 13 km südwestlich von Lüttich, fand er die Überreste von drei menschlichen Individuen, und in der gegenüber liegenden Höhle von Engihoul entdeckte er Knochen. Das Erdreich, in dem die Funde lagen, war unberührt. Die Menschen konnten hier nur absichtlich begraben worden sein. Die Gebeine waren umgeben von Knochen von Elefanten und Rhinoceros, ferner fanden sich Steingeräte und Werkzeuge, die von Menschenhand bearbeitet waren. 1833 schrieb er sein berühmt gewordenes Werk: „Recherches sur les ossements fossiles de la Province de Liège“. Doch seine Erklärungen verhallten, niemand achtete auf die Entdeckung. Die gelehrte Welt stand im Bann der Erklärung Cuviers, und gegen dieses Vorurteil war nicht anzukommen.

Der große Sir Charles Lyell, der Schmerling in Lüttich 1832 besuchte und seine prächtige Sammlung besichtigte, ließ sich durch Schmerling nicht überzeugen. Auch die Kollegen von Schmerling, die Professoren der Universität Lüttich, wandten sich von ihm ab.

Die Zeit war noch nicht erfüllt für eine so bedeutende Entdeckung, für die sichere Feststellung, daß der Mensch in der Eiszeit zusammen mit den ausgestorbenen Tieren gelebt hat.

Im Jahre 1842 und 1847 wurden in der Kenthöhle in England durch R. A. C. Godwin Austen von Menschenhand bearbeitete Feuersteine und auch Menschenknochen unter einer dicken Stalagmitenschicht gefunden.

Im Jahre 1844 veröffentlichte LUND die Resultate seiner Beobachtungen, die er in 800 Höhlen in Brasilien angestellt hatte. Er hatte in einer der Höhlen, die an dem Semiduro-See liegt, die Gebeine von etwa 30 Menschen gefunden, die so zersetzt waren wie die fossilen Knochen der Tiere, und Lund zog daraus den Schluß, daß der Mensch mit den ausgestorbenen Tieren zusammen gelebt haben muß.

Aber alle diese Entdeckungen kamen, genau so wie später die Malereien der Eiszeit, zu früh aus der Erde, zu früh für die Generation, die die Bedeutung, die den Sinn, den tiefen Wert dieser Erkenntnis nicht sehen und nicht begreifen konnte.

Es dauerte noch bis 1859, bis die Wissenschaft, geleitet von Sir Lyell, sich entschließen konnte, die Tatsachen anzuerkennen.

Zu den Entdeckungen von Boucher de Perthes kamen damals noch die von William Pengelly auf den Höhen von Windmill Hill oberhalb des Hafens von Brixham. Bei Steinbrucharbeiten war hier der Eingang zu einer Höhle freigelegt worden. Pengelly begann die Arbeiten 1858, begleitet von einem Komitee von Geologen. Der Boden der Höhle war bedeckt von Tropfsteinformationen, sie wurden durchbrochen, und in den darunter liegenden Schichten fanden sich Knochen von Höhlenbären, von Hyänen, von Mammuten, Nashörnern, Rentieren und zwischen den Knochen von Menschenhand bearbeitete Feuersteine, an deren Alter nun nicht mehr zu zweifeln war.

Diese Funde und die von Boucher de Perthes gaben die Grundlagen ab für die Erklärungen 1859 auf den Kongressen der Royal Society, der Society of Antiquaries und der British Association. Das Jahr 1859 ist also das Jahr, das wirklich das Tor aufstieß für die Erforschung des Menschen der Eiszeit.

Die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts hat noch eine zweite wichtige Entscheidung gebracht, und ähnlich wie die Entdeckung des Eiszeitmenschen beruht auch sie auf den Tatsachen, auf dem, was diese Zeit das Experiment nennt, und ebenso wie dort steht ihr eine ganze geistige Welt entgegen.

Es ist die Entdeckung des Dreiperiodensystems, der Abfolge Steinzeit, Bronzezeit, Eisenzeit. Für unser heutiges Gefühl ist es schwer zu verstehen, daß auch diese Erkenntnis auf so harte Widerstände stieß, genau so hart wie die Anerkennung des Eiszeitmenschen. Im Grunde ist es die Umwälzung eines philosophischen Bildes, das diese ganze Zeit beherrscht. Trotz Herder, Hegel und Goethe ist es der innere Widerstand gegen den Gedanken der Bewegung, der Entwicklung, und damit gegen das hohe Alter des Menschengeschlechts. Zuletzt ist es der Widerstand des europäischen Denkens um die Alleinstellung des Menschen, um seine Würde, seinen Wert gegen den Gedanken des Menschen der Urzeit in seiner Einfachheit, Primitivität, Unbeholfenheit, Einfachheit.

Es ist so, als wenn der Mensch in seinen reifen Jahren nicht mehr erinnert werden möchte an seine frühe Kindheit, an die Zeit, als er nicht sprechen, nicht denken, nicht selbständig handeln konnte. Es gibt viele Menschen, denen die Erinnerung

an diese Zeit unangenehm ist, so diesem ganzen Jahrhundert die Erinnerung an den Urmenschen. Diese Zeit fühlt sich auf der Spitze der Menschheit, auf der Höhe des Daseins, sie will nicht verwiesen werden auf ihre Kindheit, auf die Anfänge ihres Lebens.

So ist dieser Epoche die geistige Formung der Welt im Sinne Hegels nicht genehm. 1831 stirbt Hegel, 1832 Goethe, 1834 Schleiermacher. Im 18. Jahrhundert stand hinter der Geschichte und der Gesellschaft eine ganz bestimmte geistige Vorstellung, es ist der Wert des Menschen als statisches Element, aus ihm gewann der Mensch Europas seinen Sinn und seinen Wert. Der Gedanke des Werdens, des Kindseins, des Wachsens enthebt den Menschen seiner Größe, offenbart ihm zu deutlich seine Schwächen, seine unwägbareren Untergründe. Im Sinne von Auguste Comte (1798—1857) ist der Mensch das „Grand Être“, das Große Wesen. Es ist das Ziel von Comte, die positivistische, diesseitsgerichtete Bewegung, die in den letzten Jahrhunderten so stark anwuchs, zu voller Bewußtheit und zu gedanklicher Durchdringung zu bringen. Sein Grundgedanke ist, daß die Idee einer endlosen Weiterentwicklung der Menschheit auch dem Einzelnen einen Sinn gewährt, wenn er sich als ein Teil des Ganzen, als eingebettet in die Menschheit empfindet. Die wachsende Eintracht der Gesellschaft, die Verbesserung der Bedingung des Lebens, die immer größere Beherrschung der Natur wird den Menschen immer mächtiger und immer verehrungswürdiger machen. Das Große Wesen, le Grand Être, wird in der Zukunft noch besser als zur Zeit von Comte diese Erde beherrschen können.

Wie Hegel, so hat auch Comte auf das stärkste auf seine Zeit eingewirkt. Wie Hegel ist er ein Träger des Gedankens der Entwicklung, wie Hegel führt er diese Vorstellung auf den Menschen zu, aber heller im Licht erscheint bei Comte der Mensch, größer in seinen Möglichkeiten, mächtiger in seinem Vermögen, die Natur und die Gesellschaft zu formen in seinem Sinn.

Es ist verständlich, daß diese Gedanken denen der Forschung nach dem Urmenschen entgegenstehen. Man will nicht den Troglodyten erfassen, den Bewohner der Höhlen, wie Schiller absprechend sagt, sondern den Menschen in seiner Herrschaft, in seiner Größe, in seiner vollen Bewußtheit.

Auf der anderen Seite fördern und beleben diese Gedanken von Comte auch wieder die Forschung sehr. Die Vorstellung von dem allmählichen Werden der Organismen bricht sich Bahn, der Gedanke der Bewegung alles Lebendigen geht über auf den Menschen. In folgerichtiger Durchdenkung der Wirkung des Werdegedankens bereitet sich die Welt Darwins vor, die dann in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts die Zeit ganz in ihren Bann zu schlagen vermochte.

So stehen sich also Gegensätzlichkeiten gegenüber — die Größe des Menschen — seine Kleinheit, sein Erwachsen aus urtümlichsten Quellen. Die Kraft des Menschen auf dem Stadium seiner Höhe, der Gegenwart, der Mitte des 19. Jahrhunderts, und seine Schwäche — der Mensch mit einem Faustkeil, der Troglodyt Schillers, das ärmliche, das erbärmliche Wesen, aus dem „Le Grand Être“ entstanden ist.

Es ist verständlich, daß überall harte Kämpfe um den Begriff des Menschen entstehen, um seinen Sinn, seine Aufgabe, seine Verpflichtung, sein letztes und tiefstes Sein. Nietzsche kündigt sich an, Kierkegaard, Ibsen und Strindberg. Aber

noch ist es nicht Zeit dazu. Noch wird auf die Funde geachtet, auf das, was die Erde bietet, die Erde, die plötzlich so viel lauter spricht als die überlieferte Schrift.

1804 wird die Académie Celtique begründet, 1814 die Société Royale des Antiquaires de France, 1818 wird eine Kommission in Frankreich geschaffen zum Studium aller nationalen Monumente, der gallischen, der griechischen, der römischen Altertümer. Um Namen für die vorrömischen Altertümer zu haben, werden sie als keltisch, gallisch, britannisch, germanisch, gotisch bezeichnet.

Wenn in Frankreich der Akzent der prähistorischen Forschung in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts auf der Entdeckung des Menschen der Eiszeit liegt, einer Entdeckung, die bis 1856 gelingt, und die 1859 öffentlich anerkannt wird, dann entfällt um diese Zeit ein anderer, genau so bedeutungsvoller Akzent auf Dänemark. Dieses Land schafft die zweite große Entdeckung der prähistorischen Archäologie der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts: die Auffindung des Dreiperiodensystems.

Wir wissen heute, das System ist noch nicht einmal ganz richtig, denn die Epochen liegen in allen Ländern anders, die Stufen sind nichts Absolut-Historisches, sondern nur gleichsam Schichtenfolgen, deren Daten immer verschieden gelagert sind. Wir wissen auch, daß die Bezeichnungen keine eindeutigen sind. Auch in der Bronzezeit gibt es noch die gleichen Steinwerkzeuge wie vorher in der Steinzeit, und Bronze lebt überall in der Eisenzeit, — und doch hat diese Gliederung für die Forschung etwas Entscheidendes geschaffen: die erste, gleichsam grobe Ordnung, und die Erkenntnis, daß große Zeiträume vergangen sein mußten. Noch gab es keine Zahlen, keine absoluten Daten, aber ein Älter und Früher, ein Später und Nachher hob sich heraus. Es ist für den heutigen Blick rückwärts auf diese Zeit, schwer zu verstehen, warum so große und so erfolgreiche Forscher wie LUDWIG LINDENSCHMIT der Ältere (1809—1893), HOSTMANN (1829—1889) und KEMBLE (1807—1857) noch in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts immer wieder Sturm laufen konnten gegen diese Gliederung, die bei jeder Grabung größerer Schichten festzustellen war. Auch hier muß es ein geistiger Grund gewesen sein, eine Vorstellung, die in festen Begriffen lebte, die die Tatsachen nicht sehen konnte und auch nicht sehen wollte. Es geht also auch hier nicht um „Experimente“, sondern um Gesinnungen.

Im letzten Grunde ist es das Festhalten an dem Idealismus des späten 18. Jahrhunderts, die innere Ablehnung des Gedankens des Werdens, des neuen naturwissenschaftlichen Denkens. Wieder ist es nicht die Theologie, die hindernd für die Forschung ist, auf beiden Seiten stehen nur Wissenschaftler, es ist dieser Streit ein Kampf in der Wissenschaft selbst, er geht aus von philosophischen Gedankengängen, nicht von theologischen. Auch Usshers Datierung nach den in der Bibel genannten Ahnen ist ja nicht theologischer Art, für Wesen und Form des Christentums ist sie ganz ohne Belang — auch diese Datierung beruht auf Voraussetzungen, auf Begriffen der Zeit, einmal der Wortgläubigkeit, dann auf der geringen Kenntnis der vorrömischen Epoche. Diese Unkenntnis will niemand zugestehen, denn das wäre eine Herabsetzung der Wissenschaft überhaupt.

Die Frage der zeitlichen Gliederung der immer neu zutage tretenden Altertümer mußte naturgemäß für die nordischen Länder besonders bedeutungsvoll werden. Das Römische fehlt bis auf die Handelsware ganz, die alten Denkmäler stehen für Jeden sichtbar in der Landschaft, die Schichten ergeben sich bei den Ausgrabungen. Tongefäße verschiedenster Formgebung werden gefunden, Schmuckstücke aus Bronze, aus Silber, aus Gold. Welcher Zeit gehört das an, das muß die Frage sein, die sich der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts immer wieder stellt.

Dabei kann diese vorrömische Zeit nach den Vorstellungen des frühen 19. Jahrhunderts nur als sehr kurz verstanden werden. In Frankreich sind es die Gallier, die man sich als die ältesten vorstellt, entsprechend Caesar und Tacitus, in Deutschland und Skandinavien die Germanen, und in Rußland sind es nach Herodot die Skythen. Diese Völkerstämme sind es — nach der Meinung dieser Zeit — die die Megalithbauten, die die Hügelgräber geschaffen haben. Die Erbauer dieser Denkmäler aber lebten um Christi Geburt oder kurz vorher, so nimmt jeder an.

Die Dreigliederung in Stein-, Bronze- Eisenzeit mußte also für das damalige Denken viel zu große Zeiträume voraussetzen, Zeiträume, von denen man nichts wußte, und solche Lücken im Wissen wurden einfach für unmöglich gehalten. Hinzu kommt noch etwas, was allerdings bei der Auseinandersetzung nicht gesagt wird, was aber doch wohl mitwirkt: Ussher, der Begründer der Chronologie nach der Bibel hatte, wie schon vermerkt, für die Schöpfung des Menschen das Jahr 4004 v. Chr. genannt, für die Sintflut das Jahr 2501 v. Chr. Wir wissen heute, daß seit dem Ende der Eiszeit 10000 Jahre vergangen sind, daß die letzte Eiszeit 108000 v. Chr. beginnt, diese ungeheure Zeitspanne wäre für einen Wissenschaftler zwischen 1800 und 1850 vollständig undenkbar gewesen.

Die wenigen Berichte der Griechen und Römer, Herodot, Caesar, Tacitus, über den Norden Europas sind so gering, daß sie natürlich kein Bild der Vorgeschichte geben können, und diese Zeit ist so wortgläubig, daß immer wieder die Antwort auf die Frage nach dem Alter der Funde bei den antiken Schriftstellern gesucht werden muß. Dort aber kann man sie nicht finden. So schreibt etwa RASMUS NYERUP, der Begründer der Sammlung von Kopenhagen in seinem 1806 erschienenen Buch mit dem Titel: „Oversyn over foedrelandets mindesmaecker frå oldtiden“, daß die geschriebene Geschichte keine Aufklärung über das Alter der Funde bringe, und daß man nur die Funde selber befragen kann. Er sagt in der Übersetzung wörtlich: „Alles, was uns an Altertümern aus der Heidenzeit überkommen ist, ist eingehüllt in einen dichten Nebel, es gehört zu einem Zeitraum, den wir nicht messen können. Wir wissen, diese Altertümer sind älter als das Christentum, aber ob sie älter sind als einige Jahre, einige Jahrhunderte oder sogar älter als ein Jahrtausend, das können wir nicht sagen, wir können nicht mehr tun, als ahnen. (Glyn E. Daniel, *Hundred years of Archaeology*, London 1952, 2. Aufl. S. 38.)

Rasmus Nyerup (1759—1829) ist Professor für Literaturgeschichte und gleichzeitig Königlichlicher Bibliothekar in Kopenhagen. Er wirbt immer wieder für ein Museum der Altertümer, und als die Stadt 1807 durch eine britische Flotte unter Lord Nelson beschossen wird, weil Dänemark auf Seiten Napoleons steht, fürchtet man für die schon gesammelten Funde. Es wird ein Königliches Komitee zur Erhaltung und Sammlung der Nationalen Altertümer geschaffen. Nyerup wird der

Sekretär dieses Komitees, und nun empfängt er von allen Sammlern des Landes Altertümer, Funde, Ausgrabungen. Die Dinge häufen sich so sehr, daß er die Katalogisierung nicht durchzuführen vermag, und so tritt er 1816 von seinem Amte zurück.

Sein Nachfolger wird 1816 CHRISTIAN JÜRGEN THOMSEN (1788—1865), ein Mann, dessen Name für die Geschichte der prähistorischen Archäologie von Bedeutung wird.

Thomsen ist ein ganz anderer Charakter als Boucher de Perthes. Er hat nicht die Kampfeslust, nicht die Energie, nicht das innere Feuer wie sein französischer Zeitgenosse. Beide kennen sich auch gar nicht, sie wissen nichts von einander. Ihre Fragestellungen liegen auf ganz anderer Ebene. Boucher de Perthes fragt nach dem Urmenschen, eine Frage, die Thomsen gar nicht berührt, die ihn nie bewegen würde. Thomsen fragt nach der Ordnung und Gliederung der Funde, die er zu betreuen hat. Bei Boucher de Perthes ist das Problem zuletzt ein metaphysisches, gegründet auf Funden, aussagbar durch Grabungen.

Thomsen hat keinen akademischen Grad, er ist auch kein Freund des gedruckten Wortes, er ist ein Liebhaber der Altertümer. Er hat auch niemals ein eigentliches Buch veröffentlicht, nur einige Berichte über seine Grabungen, und doch ist er der Mann, der der Wissenschaft der Vorgeschichte eine ihrer Grundlagen gegeben hat.

Thomsen ist Kaufmann wie sein Vater, der Direktor der Dänischen Nationalbank und gleichzeitig ein großer Schiffsreeder war. Christian ist der älteste von sechs Söhnen, er hat das väterliche Geschäft übernommen. Von dem Geschäft aus ist er das Ordnen der Verkaufsgegenstände gewöhnt, und so will er auch die Sammlung ordnen, die er 1816 von Nyerup übernommen hat. Er findet mehr als 1000 Gegenstände in Kisten und Kästen vor, und er will sie aufstellen für den Besuch durch das Publikum. Er sagt selbst in einem Brief: „Ich hatte kein Musterbeispiel für das methodische Ordnen solcher Sammlungen.“ (Geoffroy Bibby, *The Testimony of the Spade*. New York 1956. Deutsch: Faustkeil und Bronzeschwert. Hamburg 1957, S. 24.)

Im Jahre 1819 eröffnet Thomsen seine Sammlung in der Bibliothek der Universität in Kopenhagen. Er hat die Funde gegliedert in Steinzeit, Bronzezeit, Eisenzeit. Die Funde wachsen bald so an, daß die Räume zu klein werden, und nun stellt der König Räume im Palais von Christiansborg zur Verfügung. Damit ist Thomsen die Möglichkeit gegeben, den Funden der Steinzeit, der Bronzezeit, der Eisenzeit je einen eigenen Raum zu geben. Thomsen hat das Glück gehabt, in dem Kronprinzen einen Liebhaber der Altertümer zu finden. Der Kronprinz führt selbst Ausgrabungen durch. Auf Jaegerspris gräbt er zwanzig Hügel aus und findet eine Fülle von Tongefäßen, bronzenen Armbändern, Schwertern und Schmuckstücken. 1839 wird der Kronprinz König mit dem Namen Christian VIII. (1839—1848, geb. 1786). Er ist Präsident der Gesellschaft der Altertumsfreunde und nimmt regelmäßig teil an allen Sitzungen.

1836 schreibt Thomsen für die Besucher der Sammlung einen Führer mit dem Titel: „Ledetraat til Nordisk Oldkyndighet“. Dieses Buch, im Grunde ein Museumsführer von nur 36 Seiten, wird zur Grundlage einer großen wissenschaftlichen Leistung, es begründet das Dreiperiodensystem. Dabei trägt das Buch nicht den

Namen von Thomsen, der Verfasser selbst will gar nicht genannt werden. 1837 erscheint eine deutsche Übersetzung mit dem Titel: „Leitfaden zur nordischen Alterthumskunde“ und 1848 eine englische Ausgabe mit dem Titel: „A Guide to Northern Antiquities“.

Dieses Werk, ein kleines Buch, ein Museumsführer, wird das Werk, um das nun schwere Kämpfe entbrennen. Die Ablehnung ist sehr scharf. In den Tagungen der Altertumsvereine wird gewettert und getobt gegen diese Gliederung der Funde, und als sich gegen Ende des Jahrhunderts die Wahrheit und Richtigkeit dieses Systems ergibt, entbrennen, wie das immer ist, neue Kämpfe, nun will jeder der erste sein, der diese Gedanken gedacht hatte.

Besonders die deutsche Forschung meldet ein Prioritätsrecht an, zwei Lokalforscher, Christian Friedrich Lisch in Schwerin (1801—1883) und Johann Friedrich Danneil in Salzwedel (1783—1868) wären die ersten gewesen, die diesen Gedanken des Dreiperiodensystems geäußert hätten.

Das ist nun aber nicht der Fall. Prüft man die Vorgänge genau, dann ist der Entdecker derjenige, der außer seiner Konzeption auch die Wirkung hatte, und das ist Thomsen. Wie Boucher de Perthes ist er derjenige, der die Zeit beeinflusst, nicht Lisch und nicht Danneil. Hans Seger (1864—1943) in Breslau hat viel später, 1930, die Frage geklärt, er hat den Briefwechsel von Thomsen mit Büsching (1783 bis 1829) aus den Jahren 1819—1825 veröffentlicht, und aus diesen Briefen ergibt sich deutlich, daß Thomsen schon 1824 das Dreiperiodensystem erkannt hat, lange vor Lisch und lange vor Danneil (Hans Seger, Die Anfänge des Dreiperiodensystems. Schumacher-Festschrift, Mainz 1930, S. 3—7).

In einem Brief vom 23. November 1824 schreibt Thomsen ganz klar: „Unsere heidnischen Sachen fallen in drei Haupt-Epochen oder Abteilungen“, und vorher sagt er, daß diese Abteilungen Stein, Bronze, Eisen sind. Er sagt in dem Brief weiter, daß für Dänemark sich die Fragen einfacher gestalten „indem wir höchst wenig von römischem Einfluß und gar nichts von tatarischem spüren konnten“. Er sagt weiter: „Um Altertümer in eine gute Verbindung zu bringen, finde ich es höchst wichtig, auf die Zeitfolge Rücksicht zu nehmen, und glaube, daß die alte Idee von erst Stein, dann Kupfer und endlich Eisen sich für den Norden immer bewährter findet.“

Und nun spricht Thomsen in dem Brief weiter von seiner Vorstellung der absoluten Zahlen, und dabei erkennt man erst, wie befangen in den Begriffen kurzer Zeiträume auch dieser Geist war, der das ganze Fundmaterial Dänemarks dieser Zeit um sich hatte.

Da in der Edda davon gesprochen wird, daß Odin mit den Asen, den germanischen Göttern, aus dem Osten kam und daß er die früheren Götter verdrängte, so nimmt Thompson an, daß das die Finnen waren. Er sagt dann wörtlich, und gerade dieser Satz ist für das Wissen um die Kenntnis dieser Zeit so wichtig, daß ich ihn wörtlich wiedergeben möchte: „Wenn wir nun annehmen, daß Odin mit seinem Schwarm um Christi Geburt nach Norden kam, finde ich es wahrscheinlich, daß die ältere Ordnung und Art (die Steinzeit) allmählich in ein paar Jahrhunderten verschwand, und daß man die zweite Epoche (die Bronzezeit) etwa um 200 n. Chr. anfangen kann.“ Sie endet, wie er weiter ausführt, um 500 bis 600 n. Chr. Daher beginnt

nach seinen Vorstellungen die Steinzeit um Christi Geburt, die Bronzezeit umfaßt die Epoche von 200 n. Chr. bis 600 n. Chr.

Wir wissen heute, daß für Dänemark die Steinzeit nach dem Abschmelzen des Eises zwischen 10000 und 9000 v. Chr. beginnt und die Bronzezeit um 1600 v. Chr. Sie dauert bis 500 v. Chr.

So unklar sind damals bei führenden Köpfen noch die zeitlichen Begriffe, und doch ist die Entdeckung des Dreiperiodensystems eine große geistige Tat. Dabei hat Thomsen sicherlich Lucretius gekannt, denn er spricht von der „alten Idee“, und mit solchen Worten meint man die antike Literatur in dieser Zeit, in der die Kenntnis der lateinischen Literatur noch viel weiter verbreitet war als heute. Thomsen geht also aus von der „alten Idee“, und er findet sie bestätigt bei den Grabungen.

Die Gliederung, Stein, Bronze, Eisen, lag in der Luft, sie wurde bei allen Grabungen immer wieder so deutlich, daß sie naturgemäß von Vielen bemerkt werden mußte, genau wie in ähnlichem Sinne der Vorgang bei Boucher de Perthes gelagert war. Aber einer ist es dann, der nicht nur ein Beobachter ist, sondern derjenige, der die Tragweite der Beobachtung erkennt, und das ist für die Frage des Eiszeitmenschen Boucher de Perthes, für die Frage der Abfolge des verschiedenen Materials in der Vorzeit ist es Christian Thomsen. Doch er hat Vorläufer.

So hat schon TYGE ROTHE 1750 diese Dreigliederung erkannt. In einem Buche „De gladiis veterum imprimis Danorum schedisma“, Kopenhagen 1750, teilt er auf Seite 22 die Vorzeit ein in Stein- Bronze- und Eisenzeit, und betont ausdrücklich, daß man erst lange nach der Bronze das Eisen kennen lernte.

In einem Werk von CHRISTIAN LUDWIG SCHEIDIUS, *De origine Germanorum*, das 1750 erscheint, und das auf hinterlassenen Manuskripten von Leibniz und Johann Georg Eccard beruht, werden auf einer Seite Steinwerkzeuge abgebildet, auf der anderen Bronzegeräte. Scheidius sagt dazu, „lapideis armis apud omnes successere aerea“, „daß den steinernen Waffen bei allen Völkern die aus Erz folgten“. Scheidius stellt auch schon die Frage nach den absoluten Daten. Wie alle Wissenschaftler seiner Zeit geht er aus von den antiken Quellen und erklärt, da Tacitus von den Germanen sage, daß sie nur wenig Eisen in Besitz haben, so kann der Zeitpunkt des Überganges von der Bronzezeit zur Eisenzeit nur am Ende des ersten Jahrhunderts nach Christus, zur Zeit des Tacitus, gelegen haben. Als Beweis zieht er einen Fund von römischen Münzen nicht weit von einem Bronzeschwert heran. Hier wird also eine Münzdatierung schon um 1750 verwendet. Sie ist allerdings falsch, denn die Münzen und das Bronzeschwert gehören zeitlich nicht zusammen. Über die Eisenzeit spricht er nicht weiter, denn sie fällt nach seiner Meinung in das 3. und die folgenden nachchristlichen Jahrhunderte, also in die historische Zeit, die sein Buch nicht behandelt. Die Bronzezeit wird, und so denkt man sich die Angaben bei Tacitus, immer als die Epoche des ersten nachchristlichen Jahrhunderts betrachtet, und so auch noch 75 Jahre später bei Thomsen, aber insgesamt gibt es bei Scheidius also auch schon ein Bewußtsein der Dreigliederung: Stein, Bronze, Eisen.

In dem 1755 abgeschlossenen Manuskript von MARTIN MUSHARD mit dem Titel: *Palaeogentilismus Bremensis*, von dem schon die Rede war, wird deutlich eine Scheidung zwischen Steinzeit und Bronzezeit vorgenommen.

Im Jahre 1758 schreibt GOGUET ein Buch mit dem Titel: „De l'origine des lois, des arts et des sciences et de leur progrès chez les anciens peuples depuis le déluge“ und auch er teilt ein in ein Steinalter, ein Bronzealter, ein Eisenalter.

1763 berichtet der dänische Schriftsteller PONTOPPIDAN in seinem „Dansk Atlas“ über Steinbeile und schreibt wörtlich: „Man hält sie für die allerältesten Sachen, die aus der Zeit stammen, als das Schmelzen und der Gebrauch der Metalle den Einwohnern des Nordens noch nicht so gut bekannt war“ (Paul Hans Stemmermann, Die Anfänge der deutschen Vorgeschichtsforschung. Leipzig 1934, S. 127).

Im Jahre 1813 schreibt VEDEL SIMONSEN in seinem Buch: „Udsigt over Nationalhistoriens oeldste og mærkeligste Perioder“ wörtlich in der Übersetzung: „Die Waffen und Werkzeuge der ältesten Einwohner von Skandinavien waren zuerst von Stein und Holz. Das Volk lernte erst später den Gebrauch von Kupfer und noch später, so scheint es, den des Eisens. Daher kann unter diesem Gesichtspunkt die Geschichte ihrer Kultur eingeteilt werden in eine Epoche des Steins, eine Epoche des Kupfers und eine Epoche des Eisens.“ (Vedel Simonsen, Bd. I, 2. Teil, S. 73.)

Aber auch Simonsen hat dieser Entdeckung keine weitere Bedeutung beigegeben und keine Folgerungen aus dieser Erkenntnis gezogen.

SOPHUS MÜLLER sagt deshalb mit vollem Recht in seinem so bedeutungsvollen Werk: „Nordische Altertumskunde“, das in deutscher Sprache in Straßburg 1897 erscheint, daß es CHRISTIAN JÜRGENSEN THOMSEN war, dem die Dreiperiodengliederung zu danken ist. Es ist auch nicht 1836, daß er seine Erkenntnis zum ersten Male darlegt, sondern in Briefen schon 1819—1825 und in einem wissenschaftlichen Aufsatz 1832, in einem Artikel in der Zeitschrift: „Nordisk Tidsskrift for Oldkyndighed.“ Er sagt dort wörtlich: „Unter unseren Altertümern sind gewiß die Steinsachen diejenigen, welche dem ältesten Zeitraum angehören“ (bei Sophus Müller, S. 180). Und Sophus Müller trifft den Kern der Frage, wenn er sagt: (S. 228) „War auch Thomsen seinen Zeitgenossen in der richtigen und eindringenden Erfassung der Bronzezeit voraus, so war doch seine Entdeckung nicht so vollständig neu und original, daß vorher niemand etwas ähnliches geahnt oder gedacht hätte. Ganz im Gegenteil, der Kern des Dreiteilungssystems, die Erkenntnis, daß der Mensch in einer weitzurückliegenden Periode die Bronze, nicht das Eisen, gebraucht hat, ist vielen von denen, die im Laufe der wechselnden Zeiten über die ältesten Zustände auf Erden nachgedacht und sich mit mündlichen und schriftlichen Überlieferungen oder den sichtbaren Denkmälern aus fernen Zeiten beschäftigt haben, mehr oder minder klar bewußt gewesen. Von den ältesten historischen Zeiten an geht eine ununterbrochene Tradition von einer Bronzeperiode durch die Geschichte.“ (S. 233): „Der Gedanke an sich konnte jedenfalls keinen Anspruch auf besonderen Wert erheben, denn er war uralte, und Beweise fehlten bis dahin; in einer solchen Sache ist aber der Beweis alles. Was Thomsen beibrachte, waren gerade die Beweise, die handgreiflichen Gegenstände selbst, von denen man so lange gesprochen hatte; darauf kam es an, wie ihm sein Gefühl richtig sagte. Thomsen wurde in seinem Vaterlande als der Begründer des Systems betrachtet.“

Er ist es tatsächlich. Andere hatten auch schon davon gesprochen, gleichsam nebenbei, ohne die Erkenntnis, hiermit etwas Entscheidendes gesagt zu haben, aber

Thomsen hatte die Frage zu einem System erhoben, er hat die Bedeutung der Gedanken erkannt, er ist wirklich der Begründer dieses Systems.

Es ist später, 1910 von G. Kossinna (Mannus Bd. 2, 1910, S. 300 und 310) und von H. Mötefindt bedauerlicherweise bestritten worden, daß Thomsen der Entdecker der Dreiperiodenlehre sei, sie führten Danneil und Lisch an, die vor Thomsen die gleichen Gedanken geäußert hätten. Das ist in Anerkennung der historischen Wahrheit jedoch nicht der Fall. Danneil (1783—1868), von dem schon die Rede war, Rektor des Gymnasiums in Salzwedel, hat 1836 in Förstemanns „Neue Mitteilungen auf dem Gebiet historisch-antiquarischer Forschungen, Bd. 2, S. 544 einen Bericht über Ausgrabungen gegeben, in dem er wohl Urnenfelder von Hünengräbern (Megalithgräbern) unterscheidet, er sieht auch offenbar jüngere Gräber mit Metall, er weist manche Gruppen den Römern zu, andere den Wenden, andere den Germanen, aber eine Teilung in Steinzeit, Bronzezeit, Eisenzeit gibt er nicht. Ebenso wenig findet sich diese Gliederung bei Lisch (1801—1883), auch bei ihm werden nur Grabformen bestimmt, nicht aber Zeitperioden (Jahrbücher des Vereins für Mecklenburgische Geschichte und Altertumskunde 1837, S. 25). Erst 1839 (Meckl. Jahrb. 4, S. 44) werden in einer Anmerkung die drei Perioden genannt, es ist dem Verfasser jetzt das System von Thomsen bekannt geworden. R. BELTZ hat das Verdienst, die historischen Tatsachen richtig gestellt zu haben (Max Ebert, Reallexikon d. Vorgeschichte, Bd. II, Berlin 1925, S. 458—460).

Es ist also tatsächlich Thomsen, der im Jahre 1836 die erste Gliederung der Funde der Vorzeit geschaffen hat. Es waren die nordeuropäischen Forscher der folgenden Zeit, die die Gedanken von Thomsen übernommen und weitergebildet haben, vor allem Jens Jacob Worsaae, sein Nachfolger; in Schweden Oskar Montelius; in Frankreich Gabriel de Mortillet; in England Sir Richard Colt Hoares.

JENS JACOB ASMUSSEN WORSAAE, ein bedeutender Gelehrter seiner Zeit, ist geboren am 14. 3. 1821, er ist gestorben am 15. 8. 1885. Er war der erste Direktor des Museums für nordische Altertümer in Kopenhagen bis 1865. Das Museum wurde gestiftet 1807, im Jahre 1848 wurde die Sammlung in „Prinsens Palae“, einem Rokokoschloß untergebracht. 1930—1936 wurde es völlig erneuert und umgebaut. Das Museum trägt jetzt den Namen Nationalmuseet.

In den Jahren 1843—1847 reist Worsaae mit der finanziellen Unterstützung des dänischen Königs in Deutschland, Frankreich, England, Ungarn, Rußland, um einen Überblick über die prähistorischen Funde anderer Länder zu gewinnen. Nach seiner Rückkehr, 1847, wird er der Inspektor beim Amt für Denkmalschutz, 1855 Professor an der Universität Kopenhagen. Worsaae ist der eigentliche Begründer der wissenschaftlichen Archäologie, der Vorgeschichtsforschung in Dänemark.

Im Jahre 1849 beginnt er die Grabungen und Untersuchungen an den Kjökenmøddinge, den Küchenabfällen, Muschelhaufen. An den Küsten Dänemarks erheben sich langgestreckte, niedrige Hügel. Sie enthalten große Massen von Muscheln, besonders von Austern. Heute sind die Hügel bewachsen mit Gras und Sträuchern. Im Innern erbringen sie bearbeitete Steinwerkzeuge, Knochengeräte,

Schmuckstücke. Von 1850—1851 gräbt Worsaae an einem dieser Küchenabfall-Hügel bei Meilgaard in Jütland. Der dänische König, Frederik VII. (König von 1848—1863) ist sein treuer Helfer und Begleiter. Schon der Vater des Königs, Christian VIII. (König von 1814—1848) war ein Ausgräber, ein Forscher der Vorgeschichte, wie schon vermerkt, er war der Präsident der Gesellschaft der Altertumsfreunde in Dänemark.

Es gibt in Dänemark die Überlieferung von König Gorm, dem Alten. Er soll der erste König in Dänemark gewesen sein. Nach neueren Untersuchungen ist er gestorben nach 935 n. Chr. (F. Jónsson, Gorm og Tyra, Danmarkar bot, Kopenhagen 1927). Die beiden Grabhügel bei Jelling, nicht weit entfernt von Vejle in Östjütland, sind ausgegraben worden von König Frederik VII. zusammen mit Worsaae. Der Name von Gorm und Tyra konnte bestimmt werden durch zwei Runensteine, aufgestellt von dem dänischen König Harald Blaatand, Harald Blauzahn, dem Sohne von Gorm und Tyra. Die Steine stehen heute auf dem Friedhof.

Von morgens um 8 Uhr bis zum Abend gräbt der König eigenhändig mit Worsaae und Steenstrup in dem Muschelhaufen von Meilgaard. Sie wohnen in Zelten. Sie vermessen, sie zeichnen, sie notieren 103400 Steinwerkzeuge.

Später wurde der größte und wichtigste Fundplatz der Epoche des Mesolithikums Ertebölle im Amt Aalborg am Limfjord, ausgegraben 1893—1897 durch A. P. Madsen und Sophus Müller. Die Epoche wird nach dieser Grabung Ertebölle-Stufe benannt.

Die Bücher von Worsaae sind: Danmarks Oldtid, 1843, deutsch: Dänemarks Vorzeit durch Altertümer und Grabhügel beleuchtet, übersetzt von N. Bertelsen, Kopenhagen 1844. — Die Dänen und Nordmänner in England, Schottland und Irland, dänisch 1851, deutsch 1852. — Nordiske Oldsager i Det Kgl. Museum 1854, 2. Aufl. 1859. — Nordens Forhistorie, Kopenhagen 1881.

Bei einer Darstellung von Ausgrabungen und Ausgräbern ist es, so meine ich, von Wert, aus Worsaaes eigenen Worten zu erkennen, wie schwer, wie mühsam um 1840—1850 die Erforschung der Vorgeschichte war. Die geschriebene, die überlieferte Geschichte sagt für Dänemark nichts aus von König Gorm und der Königin Tyra. Beide sind durchaus mythische Gestalten, dabei lebten sie um 900 bis 935 n. Chr., zu einer Zeit, als Mitteleuropa im vollen Lichte der Geschichte stand.

Worsaae schreibt in seinem Buche: Dänemarks Vorzeit durch Alterthümer und Grabhügel beleuchtet, Kopenhagen 1844, S. 1:

„Ein Volk, das vor sich selbst und seiner Selbstständigkeit Achtung hegt, kann unmöglich bei einer Betrachtung bloß seines gegenwärtigen Zustandes stehen bleiben. Es muß notwendig den Blick zugleich auf die vergangene Zeit richten, um Auskunft darüber zu erhalten, zu welchem Volksstamme es gehöre, in welchem Verwandtschaftsverhältnis es zu anderen Völkern stehe, wiefern es von den ältesten Zeiten her im Lande gewohnt habe oder später eingewandert sei, welchen Schicksalen es unterworfen gewesen, kurz — um zu erfahren, wie es das geworden sei, was es ist. Denn erst wenn dieses klar vor dem Gedanken da steht, erhält das Volk ein klares Bewußtsein seiner Eigenthümlichkeit, dann erst kann es mit Kraft seine Selbstständigkeit schützen und mit Erfolg an einer größeren künftigen Entwicklung arbeiten und dadurch das Heil und die Ehre des Vaterlandes fördern.“

Ferner auf S. 2—3: „Betrachten wir nun die ältesten Nachrichten über Dänemark und seine Bewohner, so finden wir, daß diese in Dunkel und Nebel gehüllt sind. Wir wissen, daß der gothische Volksstamm, der jetzt das Land bewohnt und mit den Einwohnern von Norwegen und Schweden nahe verwandt ist, nicht zu allen Zeiten hier gelebt hat. Die alten Sagen und Lieder reden dunkel von mehreren Einwanderungen, und berichten, wie unsere Vorfahren und die übrigen skandinavischen Gothen bei ihrer Ankunft im Norden auf frühere Einwohner stießen, denen sie theils sich anschließen, oder die sie durch langwierige Kämpfe zu bezwingen suchen mußten. Welche aber diese Menschen gewesen seien, auf welcher Bildungsstufe sie gestanden haben, wie weit ihre Herrschaft ausgedehnt und ob der ganze Norden damals von einem und demselben Volke bewohnt gewesen sei, das sind Fragen, die noch Niemand auf eine der Geschichte genügende Weise hat beantworten können. Bei römischen und griechischen Schriftstellern finden wir die ersten Nachrichten über unsern Norden, weil diese aber theils nach den mündlichen, häufig ausgeschmückten und entstellten Berichten Anderer aufgezeichnet, theils sehr kurz und mangelhaft sind, so ist weit entfernt, daß sie uns ein auch nur einigermaßen klares Bild von den Wohnungen, der Lebensart und den gegenseitigen Verhältnissen der verschiedenen frühesten Volksstämme geben. In dieser Beziehung sind auch unsere eigenen alten nordischen Sagen und Lieder nicht hinreichend. Diese deuten häufig darauf hin, daß hier im Norden bei der Einwanderung unserer Vorfahren sich Jetten oder Geschöpfe übernatürlicher Größe, die mit leichter Mühe ungeheure Felsenstücke schleuderten, Zwerge (oder Swartalfen), die klein und schwarz wären und in Höhlen unter der Erde wohnten, und endlich Alfen (Lichtalfen), ein schönes und, wie es scheint, gebildetes Volk, mit dem unsere Väter in freundschaftlichem Vernehmen lebten, gefunden hätten.“

(S. 3): „Aus eben diesen Gründen müssen wir auch gestehen, daß wir nur sehr wenig Sicheres über das früheste Schicksal der jetzigen Bewohner Dänemarks oder unserer Vorfahren hier im Lande wissen, wenn es gleich keineswegs an Erzählungen davon fehlt. Mit der Verbreitung des Christenthums, oder genauer ungefähr mit Gorm dem Alten, der in der ersten Hälfte des zehnten Jahrhunderts lebte, fängt unsere Geschichte an etwas zuverlässiger zu werden, obgleich sie noch immer sehr dunkel und unvollständig ist. Fast Alles, was jener Zeit voraus liegt (Jahr 900), ist uns bloß in Sagen und solchen Nachrichten erhalten, in welchen es sehr schwierig ist, das Wahre vom Falschen zu unterscheiden.“

(S. 6): „Nachdem es so einmal nachgewiesen war, daß keineswegs alle Alterthümer sich aus einer und derselben Zeit herschreiben, so erhielt man ein besseres Auge für die Beobachtung ihrer Verschiedenheiten. Schon jetzt können wir daher mit Sicherheit behaupten, daß unsere Alterthümer aus der heidnischen Zeit sich auf drei Hauptclassen aus drei verschiedenen Zeiträumen sich beziehen lassen. Zu der ersten Classe werden alle steinernen Alterthümer usw. gerechnet, von welchen man annehmen muß, daß sie aus dem sogenannten ‚Steinalter‘ oder aus der Zeit herühren, als der Gebrauch der Metalle zum Theil unbekannt war. Die zweite Classe umfaßt die ältesten Metallsachen; diese waren noch nicht von Eisen, sondern von einer eigenen Metallmischung: Kupfer und etwas wenigem Zinn zusammengesmolzen, dem man den Namen ‚Bronze‘ gegeben hat, wonach der Zeitraum, in

dem dieselbe gemeinlich gebraucht wurde, das ‚Bronzealter‘ genannt worden ist. Endlich werden zur dritten Classe alle Sachen aus der Zeit, in welcher Eisen allgemein gekannt und verbreitet war, oder aus ‚dem Eisenalter‘ gerechnet.“

(S. 99): „In der allerältesten Zeit (Worsaae meint vor mehr als 3000 Jahren, also 1000 v. Chr., wie er S. 8 bemerkt) in dem sogenannten Steinalter, als Dänemark ein rauhes und dicht bewaldetes Land war, wohnte hier ein Volk, das vornehmlich längs den Küsten sich verbreitet hatte, und auf einer sehr niedrigen Stufe der Cultur stand. Der Gebrauch der Metalle war noch unbekannt, und aus dem Grunde wurden alle Geräthe aus Stein, Knochen oder Holz verfertigt. Mit solchem Werkzeug konnten die Einwohner nicht sonderlich des Ackerbaues sich befleißigen; dagegen machten Jagd und Fischerei ihre vornehmsten Erwerbsquellen aus. Zum Fischfang in den Strömen und im Meree gebrauchten sie Angeln, Harpunen und Lanzen aus Feuerstein; außerdem hatten sie Kähne von ausgehöhlten Baumstämmen. Auf der Jagd führten sie nicht allein Bogen und Pfeile mit sich, sondern auch Lanzen und Jagdmesser, um besser die großen Thiere, deren Häute ihnen zu Kleidern dienen, erlegen zu können. Ihre Wohnungen waren wahrscheinlich aus Steinen, Holzstämmen und Erde gemacht; denn selbst ihre Todten begruben sie mit vieler Sorgfalt in Kammern, die aus großen, an der einwärts gekehrten Seite platten Steinen aufgeführt waren.“

„In dem nächsten Zeitraum, oder im Bronzealter, war eine größere Cultur ins Land eingedrungen, und dadurch wurden alle Verhältnisse völlig verändert. Die Einwohner waren jetzt im Besitz zweier Metalle: der Bronze und des Goldes; sie hatten gewebte Zeuge und hübsch verarbeitete Geschmeide, Waffen, Schilde, Helme und Luren, die in der Regel mit eigenthümlichen Verzierungen, besonders Spiralverzierungen, geschmückt waren. Bronzerne Geräte verdrängten die alten steinernen, und so mußten auch Jagd und Fischerei dem beginnenden Ackerbau weichen. Die Wälder wurden nach und nach im Innern des Landes ausgerottet, je nachdem der Ackerbau sich weiter ausbreitete und die Volksmenge zunahm. Der Verkehr mit anderen Ländern wurde theils durch Kriegszüge, theils durch Handel eröffnet, und die Schifffahrt bekam erst jetzt einige Bedeutung, als die Schiffe größer und auf bessere Art, als die einfachen Fahrzeuge von ausgehöhlten Baumstämmen, gebaut wurden. In dieser Zeit verbrannte man die Leichname der Todten, und bestattete die übriggebliebenen Knochenstücke in Aschenkrügen, kleinen Steinkisten oder unter Steinhäufen in zusammengeführten großen Erdhügeln.“

„Endlich, aber, wie es scheint, erst gegen das achte Jahrhundert, trat das dritte Alter oder das Eisenalter ins Leben. Mit ihm kamen zwei bisher unbekannte oder unbenutzte Metalle, nämlich Eisen und Silber, hier in Dänemark in Gebrauch. Alle schneidenden Geräthe und Waffen wurden jetzt aus Eisen anstatt aus Bronze verfertigt, und außerdem rücksichtlich der Form und der Verzierung gänzlich verändert. Überhaupt machte ein ganz neuer Geschmack sich in diesem Zeitraum geltend, welches eine natürliche Folge davon war, daß die Verbindung des Nordens mit anderen Ländern eine größere Ausdehnung erhalten hatte; denn dadurch wurden viele fremde Sachen hergebracht, die später von inländischen Schmieden nachgeahmt wurden. . . Die Begräbnissitten wurden jetzt etwas anderer Art, als im Bronzealter. Die Leichen begrub man meistens unverbrannt, entweder in großen

Hügeln oder in natürlichen Sandbänken nebst vielen prächtigen und kostbaren Sachen. Der Wiking wurde in seinem Schiff bestattet, und der Held bekam oft sein Lieblingpferd mit ins Grab.“

„Diese Eintheilung der Vorzeit Dänemarks in drei Alter ist einzig und allein auf die übereinstimmenden Zeugnisse der Alterthümer und Grabhügel gegründet; denn die alten Sagen erwähnen nicht einmal, daß hier ehemals ein Zeitraum gewesen sei, in dem Waffen und schneidende Geräthe, aus Mangel an Eisen, aus Bronze verarbeitet worden wären. Zum Theil deshalb behaupten auch Viele, der eben erwähnten Eintheilung in drei Alter dürfe durchaus keine Bedeutung oder Glaubwürdigkeit beigelegt werden, indem namentlich die Sachen aus diesen Zeitaltern, die wir der Kürze halber Eisensachen, Bronzesachen und Steinsachen nennen wollen, sehr gut von einer und derselben Zeit, aber von verschiedenen Classen, herrühren könnten.“

Worsaae fragt nun nach dem Namen des ältesten Volkes, das in der Steinzeit Dänemark bewohnt haben kann. „Als einige der ersten Einwohner Europas nennt die Geschichte die Finnen und die Kelten“ (S. 104). „Demnach möchte man natürlich zunächst glauben, die Einwohner Dänemarks im Steinalter seien entweder Finnen oder Kelten gewesen“ (S. 104). Nach längeren Darlegungen kommt Worsaae dann zu dem Ergebnis, es können nicht Finnen und auch nicht Kelten gewesen sein. Er fährt fort (S. 107) „Aller Wahrscheinlichkeit nach müssen wir dagegen annehmen, dasjenige Volk, welches im Steinalter Dänemark bewohnte, und das, den Zeugnissen der Alterthumsdenkmäler zufolge, sich über die Küsten von Norddeutschland und dem abendländischen Europa sowie von England und Irland erstreckte, sei auch nicht keltischer Herkunft, sondern gehöre vielmehr einem ältern noch unbekanntem Stamme, der im Laufe der Zeiten durch die Einwanderungen mächtigerer Völker zu Grunde gegangen sei, ohne andere Denkmäler zu hinterlassen, als die großen Steinkammern . . . Die Geschichte hat uns kaum das Andenken aller der Völkerschaften erhalten, die vom Anfang an Europa bewohnt haben, es ist darum ein eitler Wahn, wenn man annimmt, Völkerstämme seien unbestreitbar die ältesten, weil sie die ersten sind, die in den wenigen und zum Theil unsichern schriftlichen Nachrichten erwähnt werden.“

Die Leute der Bronzezeit hält Worsaae für neue Einwanderer. So sagt er auf S. 109: „Darauf kamen wieder Stämme, die Metalle und eine nicht geringe Cultur besaßen, und die daher sowohl die früher bewohnten Küstenstrecken, als auch das Innere des Landes einnahmen“.

Für uns Heutige erscheint es seltsam, aber auch bezeichnend für das Denken dieser Zeit, daß bei neuer materieller Kultur, wie etwa dem Auftauchen von Kupfer und Bronze, nur an eine Wanderung gedacht werden kann. Der uns heute so selbstverständliche Gedanke des Kultureinflusses wird überhaupt nicht erwogen.

Es ist auch für uns von historischem Interesse, was ein damals geistig so führender Kopf wie Worsaae über die Datierung zu denken vermag. Worsaae sagt (S. 109):

„Wenn die Kelten vor mehr als zweitausend Jahren feste Wohnungen im abendländischen Europa hatten, um wieviel älter muß dann nicht die Bevölkerung sein, die der Einwanderung der Kelten vorausging? Eine große Anzahl Jahre

würde verstreichen müssen, bevor ein Volk, wie die Kelten, sich über West-Europa ausbreiten und die Länder urbar machen konnte; es ist daher nicht übertrieben dem Steinalter ein Alter von wenigstens drei tausend Jahren beizulegen. Geognostische Gründe scheinen auch anzudeuten, daß das Bronzealter schon 5 bis 600 Jahre vor der Geburt Christi da gewesen sein müsse.“

Auf S. 52 hatte Worsaae schon vorher über das Datum der Eisenzeit gesprochen. Da sich römische Münzen, ebenso oströmische Münzen aus Byzanz finden, die dem 6. nachchristlichen Jahrhundert angehören, auch arabische Münzen der Zeit zwischen 700—1050 n. Chr., erklärt er (S. 53), daß die Eisenzeit in Dänemark gegen das achte nachchristliche Jahrhundert begonnen haben könne (S. 60 u. 116).

So unklar, so irrtümlich sind um 1850 noch die zeitlichen Vorstellungen bei einem kenntnisreichen Mann, wie es Worsaae war. Er ist sich selber klar, daß seine Überlegungen unsicher sind, und so sagt er zum Schluß seines Buches (S. 117):

„Indessen ist es eine Selbstfolge, daß die meisten Puncten der vorangehenden Übersicht erst durch künftige Forschungen ihre rechte Beleuchtung erhalten werden; denn die Wissenschaft ist noch zu jung, als daß man erwarten könnte alle erwünschten Aufklärungen zu erhalten. Es ist daher vornehmlich auch nur die Absicht gewesen, diejenigen Resultate, die für den Augenblick in der Wissenschaft gelten, mit der Geschichte zusammenzustellen, um so darzuthun, wie die Alterthümer und Grabhügel bereits gegeben haben, und wie dieselben in der Zukunft ohne allen Zweifel wichtige und unentbehrliche Beiträge sowohl zur älteren Geschichte des Nordens, als des ganzen Europa geben werden. Über die durch die Untersuchung der alterthümlichen Denkmäler vermeintlich gewonnene Ausbeute müssen natürlich die Meinungen getheilt sein, darüber jedoch sind gewiß Alle sich einig, daß eine gute Vergleichung der Alterthumsdenkmäler der verschiedenen Länder rücksichtlich der ersten Bevölkerung Europas und der ältesten Geschichte des Menschengeschlechts Erläuterungen bringen wird, von deren Umfang und Wichtigkeit wir nicht einmal jetzt uns eine deutliche Vorstellung machen können.“

Wie gegen Boucher de Perthes und seine Gedanken erheben sich die heftigsten Widersprüche auch gegen die Gedanken von Thomsen und Worsaae.

Der größte Widersacher ist der erste Direktor des 1852 gegründeten Römisch-Germanischen Zentralmuseums in Mainz, LUDWIG LINDENSCHMIT der Ältere (1809 bis 1893). Seine Angriffe gegen dieses Dreiperiodensystem, besonders in der Einleitung zu seinem „Handbuch der Deutschen Alterthumskunde“, Braunschweig 1880—1889 S. 29 u. 47 ff., sind so scharf, so verletzend in der Form, so angreifend, daß es verständlich ist, wenn Sophus Müller (Nordische Altertumskunde, Straßburg 1897 S. 234) sich auf das schärfste gegen sie verwahrt.

Die Angriffe Lindenschmits sind heute nicht mehr zu verstehen. Er spricht von dem nicht zu erklärenden, springenden Übergang der einfachsten Geräte aus Stein und Knochen zu einer sogleich vollendet auftretenden Erztechnik, er nennt das ein kulturhistorisches Rätsel, einen Vorgang, bei dem zu den technischen Leistungen die entsprechende Stufe der Bildung fehlt. (Handbuch S. 52.) Das Ganze erscheint ihm die „geläufige Phrase kulturhistorischer Schönredner“ (S. 55) und er spricht

von dem „Verfehlten der ganzen systematischen Auffassungsweise“. Dreißig Jahre hindurch (1860—1980), hat Lindenschmit gegen die Dreiperiodentheorie angekömpft, selbst noch zu einer Zeit, als sie überall anerkannt war.

Verfolgt man seine Äußerungen in dieser Zeit genau, dann erkennt man bald, bei Lindenschmit sind es leider nicht sachliche Gründe, die zur Ablehnung führen, sondern es sind innere Widerstände.

In Wirklichkeit sieht er, daß die Theorie recht hat. Er nennt sie zwar eine jugendliche Anschauungsweise (S. 49), aber dann sagt er doch (S. 59): „Allerdings schließt sich der Zeit nach das Erz an den Stein und nach beiden erscheint erst das Eisen in dem vollen Umfang seiner Bedeutung.“ Warum dann also dieser Kampf?

Man spürt es genau. Es ist ein gestörtes Nationalgefühl. 1864 haben die Preußen die Dänen besiegt, die Deutschen haben die guten Sammlungen, warum müssen es die Dänen sein, die diese wichtige Entdeckung machen? Es sind also nicht sachliche, sondern ganz andere Gründe, die Lindenschmit zur Ablehnung bringen, und darum sind seine Angriffe auch so scharf, denn er kennt seine eigene schwache Stellung in dieser Frage.

Die FAMILIE LINDENSCHMIT besitzt in der Geschichte der Vorgeschichtsforschung eine solche Bedeutung, daß es angebracht erscheint, über sie zu berichten.

Die ältere Generation umfaßt zwei Brüder, Wilhelm und Ludwig Lindenschmit.

Die jüngere Generation umfaßt wieder zwei Brüder, wieder mit den Namen Wilhelm und Ludwig. So ist es notwendig, von Wilhelm oder Ludwig dem Älteren oder dem Jüngeren zu sprechen.

Der Vater der älteren Generation war JOHANN LINDENSCHMIT, herzoglich-nassauischer Münzgraveur, in künstlerischem Berufe tätig.

WILHELM LINDENSCHMIT der Ältere ist Kunstmaler. Er wird geboren am 9. März 1806 in Mainz und stirbt dort am 12. 3. 1848. In der Zeit von 1825—1828 lebt er in München und ist dort Mitarbeiter von Peter Cornelius, dem Maler (1783 bis 1867). Peter Cornelius wird 1824 als Direktor der Münchener Akademie der Bildenden Kunst berufen. Mit Cornelius und anderen malt Lindenschmit die Fresken in der Münchener Glyptothek, in der Alten Pinakothek und in mehreren Schlössern Fresken und Bilder zu Schillers Dichtungen.

LUDWIG LINDENSCHMIT der Ältere, der Bruder Wilhelms, wird geboren in Mainz am 4. 9. 1809 und stirbt dort am 14. 2. 1893. Auch er war Maler und besuchte die Kunstakademie in München und die Universität. Dann wurde er Zeichenlehrer am Gymnasium in Mainz. Im Jahre 1852 gründete er das Römisch-Germanische Zentralmuseum und war dessen Direktor bis zu seinem Tode. 1862 wurde er Ehrendoktor der Universität Basel. Wenn Lindenschmit auch gegen die Dreiperiodenlehre die heftigsten Kämpfe führte, so hat er auf der anderen Seite doch große Verdienste. Sie liegen in der Begründung des Zentralmuseums in Mainz mit der Aufgabe, in Abgüssen so viel Funde als möglich zusammenzubringen an einer Stelle, um mit ihnen die Fragen nach der Zeitstellung, der Stammesgliederung und der künstlerischen und religiösen Zusammenhänge zu lösen. Das Laboratorium, das dadurch nötig wurde, besteht noch jetzt und dürfte das größte in

Europa sein. Ludwig Lindenschmit, der dieses Museum in Mainz erschuf, begründete damit ein Museum, wie es an keiner Stelle sonst zu finden ist. Alle Museen für Vorgeschichte stellen die Funde aus, die in ihrer Gegend entnommen worden sind, die Originale, sie geben aber nicht ein Gesamtbild der europäischen Vorgeschichte. Diese Möglichkeit ist nur gegeben in dem Zentralmuseum von Mainz mit seinen Tausenden von Abgüssen, die zusammen mit Originalen einen Überblick zu vermitteln vermögen über alles das, was die prähistorische Archäologie zu bieten hat. Die neue Aufstellung seit 1963, bestätigt in ihrer klaren Gliederung, in ihrem Reichtum und in ihrer Fülle den alten Gedanken von Lindenschmit. Der Abguß hat aber auch seinen Zweck erwiesen. Bei der Zerstörung vieler Museen im Kriege 1939—1945 sind, wie besonders in Berlin, die Originale vernichtet worden, oft besitzt Mainz den Abguß.

Mit Schmunzeln mag man Stellen aus den Nachrufen lesen, wie sie HANS GUMMEL festgehalten hat (Forschungsgeschichte in Deutschland, Berlin 1938, S. 438): „Das Ergebnis seiner Forschungen, das Ziel seines Strebens war der Nachweis, daß die älteste Vorzeit den Ariern und im besonderen den Germanen die führende Rolle in der Weltgeschichte anweist. Es war eine Befreiung von geistiger Knechtschaft, eine Aufrichtung berechtigten Selbstgefühls und edelsten Nationalstolzes, als Lindenschmit den Makel rohen Barbarentums von unserem Volke nahm, welcher trotz der Bewunderung, mit der Tacitus seinen Römern die Germanen vorgeführt hatte, spät erst von griechisch und römisch gebildeten, aber undeutsch gesinnten Philologen ihm bis in unsere Tage angehängt worden war. Wir waren lateinisiert und französisiert, als unsere erlauchtsten Geister zunächst die deutsche Sprache zu retten begannen. Mehr als ein Jahrhundert mußte verfließen, bis es den Lichtblicken aus der deutschen Vorzeit gelang, das dunkle Barbarentum unserer Ahnen als eine häßliche und boshafte Lüge zu erweisen.“

Ferner S. 439: „Er schmiedete unter deutschen Linden das geistige Schwert, das wir gegen turanische Drachen schwingen sollen. Er gab uns den unbesiegbaren Balmung, d. h. den alles belebenden geistigen Sonnenstrahl der Wahrheit, der die finsternen Dämonen verscheucht; er gab uns die reichere Erkenntnis der altarischen Gesinnung und Gesittung. Sein Andenken dauere, solange Deutsche ihre besten Vorkämpfer ehren und ihre Ideale hochhalten!“

Sachlicher sind die Nachrufe von SCHUMACHER in Mainzer Zeitschrift, Bd. 1, 1906, S. 38—41; in Prähistorische Zeitschrift, Bd. 1, 1909, S. 268—270 und in Bd. 51 der Allgemeinen Deutschen Biographie. Leipzig 1906, S. 727—733. Karl Schumacher, der übernächste Nachfolger Lindenschmits seit 1901, schreibt, Präh. Zeitschr. 1. Bd. 1909, S. 270: „Lindenschmit führte eine scharfe polemische Feder, und so konnte es nicht ausbleiben, daß er in schwere wissenschaftliche Fehden geriet, so gegen die nordischen Vertreter des Dreiperiodensystems, gegen den Germanisten Müllenhoff u. a. Wenn er auch in manchen Dingen Unrecht hatte, so kann er doch das unbestreitbare Verdienst für sich in Anspruch nehmen, jeder Schablonisierung von Prinzipien wirksam entgegengearbeitet und gegenüber der Annahme einer einheimischen nordischen Bronzeindustrie zuerst mit großem Nachdruck auf die Kultur- und Handelsbeziehungen des Nordens mit Italien und Griechenland hingewiesen zu haben. Auch der oft gemachte Vorwurf, daß er alles

auf etruskischen Ursprung zurückgeführt habe, ist in dieser Allgemeinheit völlig unberechtigt . . .“

„Bei seinem Tode hatte er dem Römisch-Germanischen Zentralmuseum ein sicheres Fundament geschaffen. Es vereinigte ein auserlesenes Nachbildungsmaterial, welches die Entwicklung der gesamten deutschen Kultur von den ältesten Zeiten bis in das Mittelalter nicht nur in den wichtigsten Umrissen vorführte, sondern auch in den einzelnen lokalen Schattierungen deutlich erkennen ließ und für die wichtigen Probleme der deutschen Archäologie ein Studienmaterial bot, wie es niemals aus Büchern oder einzelnen Museen gewonnen werden konnte. Die Publikationen des Museums . . . machten auch die Außenwelt mit den Schätzen des Museums bekannt und genossen allenthalben großes Ansehen. Zur Erziehung der deutschen Jugend waren Hunderte von Modellen aus den Werkstätten des Museums hervorgegangen, die kaum in einer größeren Sammlung oder besser dotierten höheren Lehranstalt fehlen. Dutzenden von deutschen Sammlungen ward durch Wiederherstellung und Konservierung der oft in trostlosem Zustande der Erde entnommenen Altertümer geholfen worden. So war das Zentral-Museum ein unentbehrlicher Faktor im deutschen wissenschaftlichem Betriebe und gesamten Geistesleben geworden, der sich getrost mit den National-Museen anderer Länder messen konnte.“

Die Bücher von Lindenschmit sind diese: Das germanische Todtenlager bei Selzen, von den Brüdern W. u. L. Lindenschmit, Mainz 1848. — Die Alterthümer unserer heidnischen Vorzeit, Bd. 1—3, 1858—1881. — Die vaterländischen Alterthümer der Fürstlich Hohenzoller'schen Sammlungen zu Sigmaringen. Mainz 1860. — Handbuch der deutschen Alterthumskunde. Braunschweig 1880—1890.

Der erste der jüngeren Generation ist der Sohn von Ludwig Lindenschmit, wieder mit dem Vornamen Ludwig, LUDWIG LINDENSCHMIT der Jüngere. Er ist in Mainz geboren am 4. 3. 1850 und dort gestorben am 20. 7. 1922. Wie sein Vater wurde er zuerst Kunstmaler. Im Jahre 1887 trat er auf Wunsch seines Vaters in das Zentralmuseum ein und seine malerische Fähigkeit war von Nutzen für die Werkstatt. Nach dem Tode des Vaters, 1893, leitete er allein das Museum bis 1901, bis Karl Schumacher zum Ersten Direktor ernannt wurde. Nun wurde er Zweiter Direktor und blieb es bis zu seinem Tode 1922.

Es gibt nur ein Buch von ihm: Das Röm.-Germ. Centralmuseum in bildlichen Darstellungen 1889. Artikel finden sich in den Alterthümern unserer heidnischen Vorzeit, Bd. 4 u. 5, und in der Mainzer Zeitschrift. Einen Nachruf schrieb Karl Schumacher in der Prähist. Zeitschr., Bd. 15, 1924, S. 163.

Der zweite Lindenschmit der jüngeren Generation ist der zweite Sohn von Ludwig dem Älteren, der Bruder von Ludwig dem Jüngeren. Er trägt wie sein Onkel den Vornamen Wilhelm. Er wurde in München geboren am 20. 6. 1848 und ist dort gestorben am 8. 6. 1895. Auch er war Kunstmaler. Von 1853—1863 lebte er in Frankfurt a. M. Er malte Bilder aus der Geschichte, Mythologie und Dichtung. Er hat Wandgemälde in den Rathäusern von Heidelberg und München geschaffen.

Für die Vorgeschichtsforschung ist nur Ludwig Lindenschmit der Ältere von Bedeutung. Nicht nur seine Ausgrabung von Selzen ergab einen dauernden Wert, auch seine Alterthümer uns. heidn. Vorzeit mit ihrer reichen Bebilderung sind von

bleibender Wichtigkeit. Vor allem sein Buch über die Völkerwanderungszeit, genannt Alterthumskunde, von 1880—1889, ist bis heute eine grundlegende Arbeit. Sein Name wird immer verbunden sein mit dem Aufbau des Zentralmuseums und seiner Werkstatt in Mainz und auch mit dem französischen Nationalmuseum in Saint-Germain bei Paris, bei dessen Gründung Napoleon III. Lindenschmit zu Rate zog.

CHRISTIAN HOSTMANN wurde in Celle am 8. 7. 1829 geboren, er starb am 30. 8. 1889 in Waldbrunn im Pustertal. Zunächst studierte er auf der Technischen Hochschule in Hannover, dann Naturwissenschaften an der Universität Göttingen, später war er Privatgelehrter. Er beschäftigte sich mit Vorgeschichte und führte 1871 langdauernde Ausgrabungen durch in Darzau, Kr. Dannenberg, Niedersachsen. Hostmann konnte 3500 Tongefäße ausgraben. Die Gräber lagen 20—30 cm unter der Erdoberfläche. Es handelt sich um ein Gräberfeld von Brandgräbern, die Belegung beginnt im Süden und setzt sich fort nach Norden. Der Ausgräber hat weder einen Plan des Gräberfeldes geliefert noch die Fundzusammenhänge aufgezeichnet. Vor allem durch die Fibeln, die eingliedrige Armbrustfibel mit breitem Fuß, die knieförmige Fibel, die Rollenkappenfibel, ferner durch silberne Armbänder, Schnallen, Gürtelbeschläge, Nadeln, Perlen aus Ton und Glas, durch die Rädchenverzierung, ergibt sich als Zeitstellung das 1.—2. Jh. n. Chr., entsprechend der älteren römischen Kaiserzeit. Die Veröffentlichung von Hostmann trägt den Titel: Der Urnenfriedhof von Darzau, Braunschweig 1874. Einen Bericht über sein Leben gibt Wilhelm Rothert, Allgem. Hannoversche Biographie, Bd. 1, Hannover 1912, S. 347 ff.

Hostmanns Angriffe gegen das Dreiperiodensystem sind noch schärfer als die von Ludwig Lindenschmit d. Älteren. Er erklärt sogar, daß er in seinen Grabungen in Darzau gefunden habe, daß das Eisen älter sei als die Bronze. Seine Erklärungen finden sich im Archiv f. Anthropologie Bd. 9, 1876, S. 185—218 u. ebd. Bd. 10, 1878, S. 41—62. H. J. MÜLLER in Hannover (1828—1886) schreibt 1876 diese Worte: „Das hohle Truggebilde der Stein-, Bronze- und Eisenzeit ist zerschmettert für immer“ (Korr. Bl. d. deutsch. anthrop. Ges. Bd. 7, 1876, S. 62).

O. FRAAS (1862—1915) sagt noch 1880, daß „wir früher noch vollständig unter dem Druck der skandinavischen Trilogie lebten“ (Korr. Blatt d. Deutsch. Anthrop. Ges. Bd. 11, 1880, Beilage Heft 9—11, S. 87). Es kommt schließlich so weit, daß das Wort „Bronzezeit“ verpönt ist, und das der Begriff „Bronzezeit“ als abgetan gilt. In Kürschners Konversationslexikon von 1884, Spalte 274 heißt es: „Bronzezeit, angeblich vorgeschichtliche Periode der ausschließlichen Bearbeitung von Bronze-Geräten, in Wirklichkeit nicht vorhanden.“ (Zitiert bei Gummel, Forschungsgeschichte in Deutschland, Berlin 1938, S. 266, Anm. 1 Ende).

In der Erscheinung der Bronzezeit liegt tatsächlich für die damalige Zeit ein schwieriges Problem.

Sieht man die Germanen mit den Augen von Tacitus, dann sind die Steinbeile in ihren Händen verständlich, aber was bedeuten diese Bronzefunde? Die Bronzen sind gegossen, sie setzen eine durchgebildete Technik voraus, sie sind verziert mit

Kreisen, mit Spiralen, mit Tierfiguren. Haben das die Germanen gemacht oder ist es eingeführt worden, oder sind andere Völker gekommen, die die Bronzen mitbrachten, die Kelten, die Illyrer, die Tataren? Alle diese Gedanken werden geäußert, und so bildet sich keine klare Haltung in der Wissenschaft um diese Zeit, und bei den Gegensätzen, die unvereinbar sind, ist es verständlich, wenn schließlich die so schwierige Tatsache der Bronzezeit einfach negiert wird; die Bronzefunde werden als römische Einfuhr angesehen.

In England erkennt JOHN KEMBLE (1807—1857) das Dreiperiodensystem nicht an. Er sendet eine Adresse an die Royal Irish Academy im Jahre 1857 und erklärt, das Dreiperiodensystem führe die Forscher in schwere historische Irrtümer, in ein historisches Absurdum. (J. Kemble, *Horae ferale*, London 1863, S. 72.)

Noch 1872 bemerkt JAMES FERGUSSON (1808—1886) in seinem Buch: „*Rude Stone Monuments*“, daß es eine Bronzezeit vor den Römern nicht gäbe.

1875 wendet sich THOMAS WRIGHT in seinem Buch: „*The Celt, the Roman and the Saxon*“ auf das schärfste gegen das Dreiperiodensystem. Er nennt es „anziehend, aber ohne Begründung in Wirklichkeit“, „specious and attractive in appearance but without foundation in truth“. Er sagt weiter, „es ist ein vergeblicher Versuch, dies System in England einzuführen, ein System, das ich in Übereinstimmung mit den Kennern der Altertümer von Bedeutung in ihrer Wissenschaft, als Ganzes ablehne, und das ich ansehe als eine bloße Verblendung“. „A vain attempt which was being made to introduce the system into Britain, a system which I, in common with antiquaries of some eminence in their science, reject altogether and look upon as a mere delusion“. Er sagt, Stein, Bronze und Eisen sind immer zusammen verwendet worden, die Worte haben in historischem Sinn keine Bedeutung. Und immer ist das Erscheinen der Bronze in den Gräbern der stärkste Einwand gegen das Dreiperiodensystem.

Sehr viel für die Erkenntnis dieser Zeit in der prähistorischen Archäologie hat SVEN NILSSON (1787—1883) getan, Professor der Zoologie in Lund. Er spricht sich schon 1834 für das Dreiperiodensystem aus im Sinne von Thomsen, und 1838—1843 verfaßt er ein Buch mit dem Titel: „*Scandinaviska Nordens Urinvanare*“, eine Fortsetzung erscheint 1862—1866. Das Buch wird ins Deutsche übersetzt unter dem Titel: „*Die Ureinwohner des skandinavischen Nordens*“ und von Lubbock ins Englische mit dem Titel: „*The Primitive Inhabitants of Scandinavia*“ (1868). In diesem Buch werden zum ersten Male Kulturstufen unterschieden, als erste die Stufe der Jagd, als zweite die Stufe der Viehzüchter, der Nomaden, als dritte die Stufe der Ackerbauer und als vierte die Stufe der Zivilisation, als deren Grundlage Nilsson das Geld angibt, die Schrift und die Arbeitsteilung. So ist Nilsson ein Vorläufer von Tylor und Morgan, ein Begründer der Kulturgeschichte.

Der erste, der in dieser Zeit absolute Daten auszusprechen wagt, ist Worsaae. Er meint, daß die ersten Bewohner um 1000 v. Chr. Geb. nach Dänemark kamen, die Bronzezeit datiert er um 500 n. Chr., die Eisenzeit um 800 n. Chr., wie vermerkt.

Trotz dieser großen Kämpfe ist Thomsen genau wie Boucher de Perthes Sieger geblieben gegen seine Gegner. Es ist kein Zweifel möglich an der Richtigkeit der

Dreiperiodentheorie. Nach 1890 hat sie sich durchgesetzt gegen Lindenschmit und Hostmann, gegen Kemble und Wright.

Ein dritter Schwerpunkt der Forschung für diese Epoche, die Zeit zwischen 1800 und 1850, ist Südrußland. Es mag seltsam erscheinen, daß dieses Land neben Frankreich und Dänemark zu einem entscheidenden Faktor der Forschung wird, aber es sind auch hier wie in Frankreich und Dänemark Besonderungen, die Südrußland herausheben.

In Frankreich waren es Kiesgruben, die die Fragestellungen nach dem Urmenschen entfachten. In Dänemark waren es die in der Landschaft so sichtbaren Gräber, die Megalithgräber und die Hügelgräber, und die Lage außerhalb des römischen Einflußgebietes. In Südrußland sind es, wie in Skandinavien, die großen Grabhügel, die einsam und allen sichtbar in der Landschaft stehen und ferner die verlassenen Städte der griechischen Kolonisten. Ein weiterer Grund ist die Deutbarkeit der Funde. Im Gegensatz zu Dänemark und Skandinavien liegt ein Bericht aus alter Zeit vor über diese Grabhügel, es ist der von Herodot. Herodot schreibt um 460 v. Chr. Er spricht von den Hügeln und nennt auch das Volk, das sie geschaffen hat: die Skythen (Herodot, Die Musen, Bd. IV.).

Seit Jahrhunderten sind diese Grabhügel ausgeraubt und ausgebeutet worden, aber noch heute überraschen den Besucher der Eremitage die Säle der Skythenfunde durch die erstaunliche Fülle der Goldkunstwerke. Und immer wieder spendet der unerschöpfliche Boden Südrußlands neue Herrlichkeiten.

Den Anfang bilden Funde zur Zeit Peters des Großen (1689—1725).

Der Gründer der Bergwerke im Ural, Nikita Demidov, überreichte der Zarin in St. Petersburg aus Anlaß der Geburt des Zarewitsch am 29. Oktober 1715 als Glückwunschgeschenk „wertvolle Gegenstände aus sibirischen Gräbern“. Es waren skythische Schmuckstücke, Figuren von Tieren. Peter der Große erkannte den Wert der Stücke, er gab den Befehl, ähnliche Funde zu erwerben. Er erließ einen kaiserlichen Befehl zur Sammlung der Altertümer, die im Lande gefunden werden. Schon nach zwei Monaten berichtete der Gouverneur von Sibirien, Fürst Gagarin, daß er zehn antike Goldgegenstände habe sammeln lassen, nach einem Jahr waren es hundert. So kam der Grundstock der großartigen Sammlung skythischer Bronzen zustande, einer Sammlung, die in ihrer Art einzigartig ist. Die Funde kamen zuerst in die Kunstkammer in St. Petersburg, sie wurde 1726 begründet. Im Jahre 1859 wurden sie dem Museum der Eremitage in St. Petersburg übergeben.

Es gab auch damals einen Privatsammler, ein Mitglied der holländischen Gesandtschaft, der ein Freund des Zaren Peter I. war, ein Gelehrter, Nicolaus Cornelius WITSEN. Von Freunden in Sibirien erhielt er über 40 Goldgegenstände, zwei Sendungen, 1714 und 1716, dabei Münzen, Gürtelplatten, Schmuck. Alle Stücke wurden gut abgebildet in dem Buch: *Nord en Oost Tartarye*, Amsterdam 1785. Nach dem Tode des Eigentümers wurden die Gegenstände mit anderen Stücken seiner Sammlung versteigert und sicherlich eingeschmolzen. Nur die Abbildungen sind noch erhalten, die Sammlung kam niemals wieder zutage.

Man bewundert diese Funde in Petersburg, und so läßt als Erster im September 1763 der russische Generalleutnant Alexej Petróvič Melgúnov die nach ihm benannten Grabhügel, den Melgunov-Kurgan öffnen. Der Hügel liegt 32 km entfernt von der jetzigen Stadt Jelisavetgrad (Gouv. Cherson) nördlich von Olbia zwischen Bug und Dnjepr, an dem Schnittpunkt bedeutender durch die Steppe führender alter Straßen. Diese Ausgrabung, die systematisch durchgeführt wird, ist die erste ernsthafte Grabung eines Kurgans. Die Fundstücke werden dem Kommandanten der Festung „H. Elisabeth“ übergeben, damit er sie an den Kaiserlichen Hof in Petersburg schicke. Katharina II. (1762—1796) gibt den Schatz der Kunstkammer der Akademie der Wissenschaften zur Aufbewahrung. Sie beauftragt G. Fr. Müller mit der wissenschaftlichen Bearbeitung. Sie erscheint in den *Imp. Akademij Nauk*, 1764, S. 497. Im Jahre 1894 veranstaltet die Archäologische Kommission eine Nachgrabung, sie ist aber wenig erfolgreich.

Insgesamt sind damals 11 goldene und silberne Stücke gefunden worden. Einige sind von besonderer Bedeutung, vor allem eine Dolchscheide und ein Diadem. Die Stücke zeigen Dämonen und Tiere in assyrischem Stil und dazu einen liegenden, stilisierten Hirsch in einer Formgebung, die in dieser Zeit ganz unbekannt ist, und die nur skythisch sein konnte. Der Funde gehört, wie später Parallelen erweisen, in die erste Hälfte des 6. vorchristlichen Jahrhunderts. Er deutet auf die engen Beziehungen der Skythen zu Vorderasien. Der Zusammenhang dieses Fundes mit den in Sibirien zur Zeit Peters des Großen gefundenen Goldsachen ist sehr eng.

Forscher, eigentlich mehr Abenteurer wie Clark, Pallas, Dubois de Montpéreux, Sumarokov und andere unternahmen Reisen nach Sibirien und finden die Fülle der Grabhügel. Hier und dort werden Grabungen gemacht, und immer neue Funde kommen in die Hände großer Sammler in Südrußland.

Die Skythen kommen um 700 v. Chr. in die Gegend des Schwarzen Meeres aus Sibirien, von der Grenze Chinas. Es sind Reitervölker mit Schwertern, die die Griechen Akinakes nennen, sie haben Pfeile und Bogen.

Um die gleiche Zeit besiedeln die Griechen die Ufer des Schwarzmeergebietes, sie begründen Tyras, Olbia, Chersones, Theodosia, Pantikapaion, Nymphaion, Tanais, Phanagoria, Gorgippa. Auch diese alten griechischen Städte, deren Ruinen oft noch frei in der Landschaft stehen, bringen reiche Funde. Die französischen Emigranten, die nach 1789 in diese Gebiete wandern, spielen eine bedeutende Rolle bei der prähistorischen Erschließung dieses Landes, so der Herzog von Richelieu, der Graf von Langeron, Cousinéry. Große Sammler sind Blaramberg, Rochette Sabatier, Paul Dubrux. Das Glück will es, daß durch die reichen Funde angeregt, das Stadtoberhaupt von Kertsch in dieser Zeit, Stempkovskij, ein großer Förderer der archäologischen Aufgaben wird. So werden gerade hier, im Süden Rußlands, die ersten archäologischen Museen Europas eröffnet.

1806 wird das Museum von Nikolaew begründet, 1811 das von Theodosia, 1825 das von Odessa, 1826 das von Kertsch. Sein erster Direktor ist Blaramberg (1826—1831). In Petersburg wird man aufmerksam auf die starke archäologische Bewegung in Südrußland, und die Regierung sendet einen guten Kenner der Epoche, Aschik, in dieses Gebiet, der die Funde überwachen soll. Er wird der folgende Direktor des Museums von Kertsch und leitet es von 1833—1852. Er hat einen begabten

Mitarbeiter mit Namen Karejscha. Nun beginnt eine rege amtliche Ausgrabungstätigkeit, früher als im übrigen Europa, früher als in Frankreich, England und Deutschland.

Im Jahre 1837 wird der Carskij-Kurgan ausgegraben und viele andere Grabhügel in der Nähe von Kertsch.

Die wichtigste Grabung dieser Zeit ist die des Grabhügels von Kul-Oba, etwa 6 km westlich von Kertsch, an den sich viele andere Hügel anschließen. Die Grabung wird seit September 1830 mehrere Jahre hindurch durchgeführt von Paul Dubrux und Sabatier. Es findet sich ein gemauertes Grab, viereckig, in ihm mehrere menschliche Skelette mit ihren Waffen, ihrem Schmuck und mit den Tongefäßen. Unter dem Kopf des bestatteten Fürsten liegen goldene Skulpturen und Reliefs, darstellend Skythen mit dem Goryt, dem Bogen, mit Pfeilen, mit Schilden und dem Akinakes, dem Kurzschwert.

Die Fürstin trägt ein goldenes Diadem, und einen schweren goldenen Halsring, endigend in einem kauern den Löwen. Zwischen ihren Knien liegt eine Skythenvase, ihr Spiegel mit goldenem Griff, der halb griechisch, halb skythisch ist und 7 Messer mit goldplattierten Griffen aus Elfenbein. Es findet sich eine reiche griechische Keramik mit Stempeln, skythische Bronzekessel und viele getriebene Goldbleche, die auf das Gewand aufgenäht waren. Auch ein goldener Hirsch wird entdeckt. Das Grab läßt sich durch die mitgefundene griechische Ware datieren in die zweite Hälfte des 4. Jahrhunderts v. Chr.

Am Ende der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, beginnend mit 1847, wird der Kurgan von Alexandrópol aufgedeckt. Er liegt etwa 70 km westlich vom Dnjepr im Bezirk Jekaterinoslav. Sein Umfang beträgt 320 Meter, seine Höhe 21 Meter. Die lange dauernden Grabungen, besonders die von 1855 durch Perowski ergeben eine Fülle von Pferdebestattungen, Zaumzeug, Sattelbeschlag und Wagen. Es finden sich Hunderte von goldenen und silbernen Beschlagstücken in Tierornamentik. Ein griechisches Gefäß, eine schwarz lackierte Pyxis frühhellenistischer Arbeit, gibt die sichere Auskunft über das Datum der Bestattung, es sind die ersten Jahrzehnte des dritten vorchristlichen Jahrhunderts.

So ist eine neue, bis dahin unbekannte Welt aus der Erde getreten. Die Entdeckung ist um so spannender, als Herodot eingehend von diesem Volke berichtet. Er schildert die Grabanlagen, die Grabfeiern, die Sitte der Bestattung der Pferde zusammen mit den Toten. Wichtig ist die Entdeckung auch, weil sich die Gräber durch die Beifunde der griechischen Gefäße genau datieren lassen.

Allerdings vernimmt Westeuropa nur wenig von diesen Entdeckungen. In der wissenschaftlichen Literatur dieser Zeit werden die Funde nicht erwähnt, nur gelegentlich fällt einmal ein Lichtstrahl ein durch Stephani, der bis 1850 Professor an der deutschen Universität in Dorpat ist und später Konservator an der Eremitage. Von ihm finden sich gelegentlich kurze Hinweise und Berichte, die aber damals Westeuropa kaum bewegten.

Noch ein vierter Kreis öffnet seine Geheimnisse um diese Zeit, es ist das Italien der Etrusker. Doch die Zeit ist nicht bereit für diese Funde, sie werden nicht beachtet,

sie finden kein Echo, und so bleibt diese Entdeckung, die so eindrucksvoll ist für unsere Zeit, für diese Epoche fast ganz ohne Anteilnahme.

Die Etrusker sind ein ursprünglich nicht italisches Volk, ein Volk, das zwischen 1000 und 800 v. Chr. einwandert zur See aus Kleinasien, es landet an der Westküste Italiens. Es ist kein italisches Volk, aber es wird zu einem Wesensbestandteil der Halbinsel, zum Sauerteig Italiens. Schon die Alten sagen, daß die Etrusker keinem ihrer Nachbarstämme gleich oder ähnlich seien. Das älteste Zeugnis für sie, Herodot (I, 94) berichtet, daß sie aus Kleinasien, aus Lydien, zur See nach Italien eingewandert sind. Ein klarer Bericht also, der genau durch die Funde bestätigt wird. Aber schon die Römer haben das zur Zeit des Augustus nicht mehr gewußt. Dionysios von Halikarnass, der um 30 v. Chr. schreibt, sagt (I, 25—30), daß die Etrusker ein in Italien eingeborenes Volk seien. Das entspricht nicht den Tatsachen. Die Funde, immer zuverlässiger als die geschriebene Überlieferung, tragen in der ersten Zeit ganz klar erkennbar kleinasiatische Formen, und das so deutlich, daß nun endlich der ewige Zweifel wegen des späteren Berichtes verstummen sollte.

Ihr Weltbild ist ganz kleinasiatisch, die Weissagung aus der Leber, die Vogelschau, die Kultformen und Lithurgien, die Gedanken über die Unterwelt, die Flötenmusik, die Tanzformen, die Spiele, die Trompeten, die Tracht und das Zeremoniell — alles ist kleinasiatisch.

Die älteste erkennbare Schicht der heutigen Ausgrabungen ist die zwischen 1000 und 800 v. Chr. In der Zeit besiedeln die Einwanderer die Westküste Italiens bei Populonia.

Die zweite Schicht umfaßt das 8. Jahrhundert bis zum Ende des 5. Jahrhunderts v. Chr. In dieser Zeit landen neue Einwohner bei Tarquinia und Caere, dem heutigen Cerveteri.

Der Höhepunkt der etruskischen Bedeutung liegt im 6. Jahrhundert. In dieser Zeit erstreckt sich die etruskische Macht an der ganzen Westküste entlang von Pisa über Rom bis Neapel. Auch die Ostküste wird im Norden erreicht bei Spina und Ravenna, der etruskische Raum erstreckt sich südlich bis Rimini.

Am Ende des 5. Jahrhunderts beginnt der Verfall. 510 wird Rom und seine Umgebung für die Etrusker verloren, wenn auch der Einfluß noch lange verbleibt, ferner Campanien. Die Kelten, die Gallier, drängen von Norden her heran seit 390 v. Chr. Die meisten Malereien stammen aus dieser Zeit. Es ist die dritte Schicht. Sie umfaßt das Ende des 5. Jahrhunderts bis zum Anfang des 3. Jahrhunderts.

Die vierte Schicht endlich ist die hellenistisch beeinflusste Spanne vom 3. bis zum 1. Jahrhundert v. Chr.

Dieses Bild bietet sich dem Beschauer heute. Zwischen 1800 und 1850 sah es anders aus. Aus Livius, I, 83; IV, 23, weiß man etwas von den Etruskern. Man weiß daß die Römer sie nicht liebten, obgleich ihre ersten Könige Etrusker waren. Sie nennen die Etrusker „*obesi Etrusci*“, die verfressenen Etrusker — im übertragenen Sinn, die dummen Etrusker —, doch sie bewundern immer ihre Kenntnis der Weissagung.

Durch die römische Literatur veranlaßt, wird schon 1726 in Cortona die *Academia Etrusca* begründet. Die Funde, die damals bekannt sind, Skulpturen, Schmuckstücke, veröffentlicht ANTONIO FRANCESCO GORI in einem Werk mit dem Titel:

Museum Etruscum, Firenze 1737—1743. Auch WINCKELMANN, der große Archäologe aus Deutschland, beschäftigt sich 1763 mit den Etruskern. Das älteste Buch über die Kunst der Etrusker aber hat ein Engländer geschrieben, eine Schotte, THOMAS DEMPSTER (1597—1625) mit dem Titel: *De Etruria regali libri VII*. Es erscheint nach dem Tode von Dempster in Florenz 1723—1726. Dieses Buch macht damals auf die gelehrte Welt einen großen Eindruck. CARL JUSTI (1832—1912) hat sich in unserer Zeit sehr eingehend mit dieser Epoche beschäftigt und berichtet über sie sehr genau in einem Werk: *Winckelmann und seine Zeitgenossen*. Leipzig, 4. Aufl., 1943. Justi spricht sogar von einer Etruskerei, einer Etruskermanie. Doch Winckelmann, der nur das Klassisch-Griechische als Kunst ansieht, liebt die Kunst der Etrusker nicht. Er nennt ihren Stil hart und peinlich, die Formgebung übertrieben und gewaltsam. (Justi II, S. 29.)

Wieder ist wie bei Pompeji die Familie Bonaparte an den archäologischen Funden beteiligt. Seit 1828 beginnt Lucien Bonaparte (1775—1840), der jüngere Bruder Napoleons I. mit Grabungen. Er ist Fürst von Canino und Musignano. Vorher war er französischer Botschafter in Madrid, dann fiel er in Ungnade und lebte seit 1804 in Italien, seit 1810 auch vielfach in England. Seine italienischen Besitzungen umfaßten auch das Gebiet von Vulci, eine archäologisch besonders reiche Landschaft. Die Bauern erzählten ihm von den Funden, er sah bei ihnen Goldgegenstände, Kupfersachen, Tongefäße. So begann er auf seinem Gelände mit eigenen Grabungen. In wenigen Jahren hatte er Hunderte von griechischen Vasen ausgegraben, ein häufiger Gegenstand in etruskischen Gräbern, dazu ebenso viele etruskische Vasen. Seine Sammlung umfaßte eine Fülle von goldenen Schmuckgegenständen, von Statuetten, von Tonreliefs. Sie erregte großes Aufsehen, besonders, als im Jahre 1830 die Fürstin von Canino, geb. Alexandrine de Bleschamp, auf einem Empfang beim Papst in Rom mit goldenen Halsketten erschien. Sie waren kurz vorher auf dem eigenen Boden ausgegraben worden. Die Grabungen wurden durchgeführt ohne wissenschaftlichen Geist, ohne Aufzeichnungen, ohne Berichte. Später wurden die Stücke verkauft an Kunstliebhaber und an Museen.

Ein anderer Ausgräber in dieser Zeit ist G. P. Campana. Auch er schuf sich eine große Sammlung, ein Teil dieser Sammlung kam später in den Louvre in Paris, andere Teile wurden angekauft von privaten Sammlern.

In dieser Zeit der Griechensehnsucht, der Italiensehnsucht, in der Epoche, die als Klassizismus bezeichnet wird, in der im Bild und im Bau der Stil der Antike sich darstellte, in dieser Zeit, in der die Künstler nach Italien reisten, um die Ruinen, die Felsen, das rauschende Meer zu erleben, reisten auch zwei Deutsche nach Italien.

Es sind Freiherr OTTO MAGNUS VON STACKELBERG und GEORG AUGUST KESTNER. Sie besuchten Rom, Pompeji und auch etruskische Fundplätze bei Tarquinia.

Da findet 1827 der in Reval geborene Freiherr Otto Magnus von Stackelberg (1787—1837) die ersten etruskischen Wandgemälde in der Grabkammer von Corneto, Tarquinii. Die Erregung ist sehr groß. Bisher waren nur Skulpturen der Etrusker bekannt, Schmuckstücke, Fibeln — aber farbige große Malereien von erstaunlicher Wirkung, von großer Lebendigkeit, das ist eine Entdeckung, die nicht ihresgleichen hat. Die Etrusker erscheinen nun als Maler. Die erste Tomba wird nach Baron Stackelberg, Tomba del Barone genannt, und diesen Namen hat sie behalten

bis heute. Die Bilder dieser Grabkammern sind damals nicht zu datieren, heute weiß man, sie gehören der Zeit um 490 v. Chr. an. Menschen stehen zwischen Bäumen und Blumen, sie reiten auf Pferden, ermuntern die Spielenden, Trinkschalen werden gereicht.

Und nun beginnt überall die Untersuchung der großen Gräber, immer neue Grabanlagen werden geöffnet. Noch 1827 die Tomba delle Leopardi bei Tarquinii und die Tomba delle Bighe.

Stackelberg, ein wohlhabender Deutscher in Italien mit archäologischen Kenntnissen, auch der Verfasser einiger Bücher über griechische Kunst, erkennt die Bedeutung der Entdeckung. Er malt und zeichnet mit Kestner und einem bayerischen Architekten namens Thürmer die Bilder. Nach einiger Zeit liegen 125 Aquarelle vor. Aber es findet sich kein Verleger, der es wagt, diesen kostspieligen Druck zu übernehmen.

Auch Georg August Kestner ist ein Archäologe und Kunstkenner. Sein Vater ist Johann Georg Kestner (1741—1800), der Gatte der Charlotte Buff (1753—1828), der Freundin von Goethe. Georg August Kestner (1777—1853) lebt in Rom als Hannoverscher Ministerresident. Er ist ein Freund der Maler Overbeck und Cornelius. Er ist es, der mit Bunsen, Thorwaldsen und anderen unter dem Ehrenvorsitz des preußischen Kronprinzen Friedrich 1829 das Deutsche Archäologische Institut in Rom begründet, 1838 wird Kestner sein Vorsitzender. Von Bedeutung werden seine Bücher „Römische Studien“ 1850. Nach seinem Tode erscheint: „Goethe und Werther“ 1854. Seine Sammlung bildet den Grundstock des Kestner-Museums in Hannover.

Ein solcher Mann wäre mit Baron Stackelberg zusammen besonders geeignet für die Herausgabe der neu gefundenen etruskischen Malereien gewesen, und da die Kosten eines solchen Werkes mit vielen Abbildungen damals sehr groß sind, suchen beide Unterstützung. Baron Stackelberg fährt nach Weimar zu GOETHE. Am 15. August 1829 kommt er in Weimar an, und Goethe empfängt ihn sehr herzlich. Woldemar Freiherr von Biedermann berichtet über diesen Besuch bei Goethe (Goethes Gespräche, Leipzig 1890, Bd. 8, S. 389): „Stackelberg war auf das Freudigste überrascht durch die achtungsvolle Freundlichkeit, mit der Goethe ihm entgegen kam. Fünf Tage verweilte er in Weimar als täglicher Gast und Tischgenosse des großen Dichters. Jeden Morgen trat er schon um 10 Uhr in Goethes Studierstube, blieb bei ihm zum Frühstück, Mittag- und Abendessen, und jeden Abend, wenn er Abschied nahm, hörte er immer wieder das ermunternde Wort: ‚Nicht wahr, Sie bleiben noch?‘ — Goethe ließ sich viel von Stackelberg erzählen, auch einige antike Fragmente erklären . . . Schmerzlich empfand Stackelberg den Abschied von dem großen Manne, dessen Geist und Liebenswürdigkeit ihn tief ergriffen hatten. Auch Goethe bedauerte sein Fortziehen. Als er bald darauf Frau von Savigny, seine langjährige Freundin, bei sich zu Tische sah, schreibt Bardeleben, und der herrliche Greis ungewöhnlich mittelend war, erwähnte er zum öfteren des Barons Magnus von Stackelberg und war ganz komisch böse, daß er nicht länger bei ihm verweilt hatte.“

Jedoch ist aus den Berichten der Zeit deutlich sichtbar, daß Goethe wohl Stackelberg als einem gewandten und kenntnisreichen Manne entgegenkam, daß ihn

aber die großartige Entdeckung nicht bewegte. Winckelmann hatte zu absprechende Worte über die etruskische Kunst ausgesprochen, Goethe sieht sie nicht anders. Diese Zeit hat kein Verständnis für das Nicht-Klassische. Sowohl die archaische griechische Kunst und noch mehr die geometrische, aber auch die byzantinische, ist ihr ganz fremd. Diese Epoche erlebt und empfindet alles Nicht-Klassische als ungekonnt, unentwickelt, im Grunde als wertlos. So sind, ähnlich wie die Kunstwerke der Eiszeit, auch wenn andere Gründe vorlagen, auch diese etruskischen Malereien zu früh aus der Erde getreten. Die Bilder sprechen nicht zu den Menschen der damaligen Welt, sie sagen ihnen nichts. Die Bereitschaft zur Aufnahme ist nicht gegeben.

Unsere Zeit, in der wir jetzt leben, diese Epoche, die die so bedeutungsvolle Wandlung erlebt hat von einer naturhaften zu einer stilisierten und sogar abstrakten Kunst, unsere Zeit erlebt die etruskische Kunst mit so großer innerer Anteilnahme, daß die Ausstellungen der etruskischen Kunst in Zürich, Köln, Paris und an anderen Orten 1956 ein wirkliches Ereignis und ein Erlebnis wurden. Es ist so bezeichnend: im ganzen 19. Jahrhundert erscheint kein Buch, kein Werk über die Malereien der Etrusker. Wohl werden immer neue Grabkammern mit Bildern gefunden, aber niemand beachtet sie, niemand findet sie der wissenschaftlichen Arbeit wert.

Die Aquarelle von Stackelberg und Kestner kommen zuletzt in das Archäologische Seminar der Universität Straßburg, und dort befinden sie sich noch jetzt. Die Bilder der Tomba delle Bighe, die Stackelberg gefunden hat, werden erst 1916 von FRITZ WEEGE im Jahrbuch des Deutschen Archäologischen Instituts veröffentlicht (Bd. 31, S. 106f.).

Ein Buch von JULES MARTHA, *L'Art étrusque*, Paris 1889, findet nur absprechende Worte über diese Kunst, und ein englisches Buch von GEORGE DENNIS, *Cities and Cemeteries of Etruria*, London 1878, ist dilettantisch und romantisch und ohne Wert. Im Jahre 1897 veröffentlicht KÖRTE im Archäologischen Jahrbuch die Tomba François bei Vulci, und erst 1907 werden die Bilder von drei Grabkammern bei Corneto, die Tomba dei Tori, die Tomba delle Leonesse und die Tomba della Pulcella bekannt gemacht in dem Werk von Körte „Antike Denkmäler“. Im Jahre 1915 verfaßt ANDREAS RUMPF eine Dissertation, „Die Wandmalereien in Veji“. Aber auch diese Arbeit ist ohne Abbildungen. Das erste Buch, das die etruskische Malerei behandelt, erscheint 1919 in Kopenhagen. Es ist die Arbeit von FREDERIK POULSEN, die englisch 1922 in Oxford herauskommt mit dem Titel „Etruscan Tomb Paintings“. Im Jahre 1921 erscheint von FRITZ WEEGE ein Werk „Etruskische Malerei“, Halle.

Es hat also 100 Jahre gedauert, bis die Welt den großen Wert dieser Kunst erkannte, und es ist bezeichnend, daß ein Werk von MORITZ HOERNES (1852—1917), *Urgeschichte der bildenden Kunst*, Wien, 1898, die etruskischen Malereien ebenso wenig erwähnt wie die zweite, von Oswald Menghin bearbeitete Auflage von 1916 oder die dritte von 1924.

Dieser ganze Umkreis wird erst später ein tragendes Element, aber noch nicht für die Epoche 1800—1850. Doch die Entdeckungen gehen weiter.

Noch im Jahre 1827 werden neben der Tomba del Barone die Tomba degli Auguri und die Tomba delle Iscrizione gefunden, beide der Zeit um 600—500 zugehörig.

Im Jahre 1830 wird die Tomba del Triclinio aufgedeckt, sie ist gearbeitet um 480. Sie bringt die Malerei der tanzenden Männer und Frauen. 1828 werden in Vulci Gräber entdeckt, die unglaubliche Mengen von bemalten Vasen enthalten. Der Besitzer der Ländereien, Fürst Canino, setzt täglich 100 Arbeiter für die Ausgrabungen ein. Andere Gebiete seiner Ländereien verpachtet er für Ausgrabungen. 1832 wird die Tomba de Tifone bei Tarquinii gefunden mit Malereien von Dämonen und Engeln, gearbeitet 150 v. Chr. und im selben Jahre die Tomba dei Baccanti mit Malereien von 510 v. Chr. und die Tomba del Morte mit Bildern aus der gleichen Zeit.

1833 wird noch die Tomba F. Giustiniani gefunden, 450 gearbeitet. So ist eine große Anzahl von Grabstätten mit Malereien der Etrusker bis 1850 bekannt geworden. Auch diese Welt ist wie ein Wunder aus der Erde getreten, wie ein Wunder, ähnlich später der Kunst der Eiszeit.

Und doch wird auch diese Kunst in ihrer archaischen, stilisierten Formgebung nicht verstanden. Die Entdeckung der etruskischen Malerei, wohl in dieser Zeit begonnen, wird doch nicht ein Wesenselement der Epoche.

So sind es vier Schwerpunkte, die um diese Zeit die Vorgeschichte bestimmend formen: Frankreich mit Boucher de Perthes, Dänemark mit Thomsen, Südrußland mit Blaramberg, die Malereien der Etrusker mit Stackelberg.

Unterdessen gehen die Grabungen in ganz Europa fort, es sind reiche Privatleute, die ausgraben, die sich Sammlungen anlegen, und deren Fundstücke später die Grundlagen der Museen werden.

In Deutschland macht die Wissenschaft dadurch Fortschritte, daß gesammelt, geordnet, gegraben wird. An vielen Orten gründen sich Altertumsgesellschaften, und eine Anzahl von Männern gibt es, die sorgfältig ausgraben, und die ihre Grabungen auch veröffentlichen. So liegt aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts eine so große Anzahl von Werken vor, daß die Liste in dem „Handbuch deutscher Altertümer“ von S. C. WAGENER, das in Weimar 1842 erscheint, 36 Seiten mit 968 Titeln umfaßt. Sehr viele dieser Bücher bringen nichts als die immer wiederkehrende Verarbeitung der wenigen Bemerkungen bei Caesar und Tacitus, aber rund zehn Bücher sind wirklich Ausgrabungsberichte.

1818 wird in Breslau eine Sammlung Schlesischer Altertümer begründet, 1820 wird in Bonn das Museum „Rheinisch-westfälischer Altertümer“ geschaffen, 1824 werden in Stettin und Greifswald Sammlungen von Altertümern eingerichtet. 1819 wird der Naumburger Altertumsverein begründet, im gleichen Jahre der von Breslau, 1824 folgt die Gründung des Leipziger Vereins, 1825 die der Dresdener Gesellschaft. 1827 entsteht der Nassauische Verein in Wiesbaden, 1829 der Voigtländische in Hohenleuben, 1830 der Badische Verein in Sinsheim. Zwischen 1830 und 1840 wurden Altertumsvereine geschaffen von Süddeutschland bis Norddeutschland.

Es geht so eine große Bewegung durch das Land. Es ist der Gedanke der Romantik, das Wissen um das Altertum zu beleben und zu vertiefen, den vaterländischen und gleichzeitig den griechischen Gedanken zu fördern, und eine große Menge

von Funden zu schaffen, in Sammlungen und Museen zu bewahren, damit aus diesen Studien einmal ein wahres Bild der Vorzeit entstehe.

Immer wieder werden zusammenfassende Werke geschaffen, die einen Überblick über das ganze Fundmaterial ermöglichen. Es sind Lexika, die Vorläufer des späteren großen Werkes von Max Ebert, Reallexikon der Vorgeschichte von 1924—1929.

Das erste Buch dieser Art ist das von CHRISTIAN FRIEDRICH CARL HUMMEL mit dem Titel: „Beschreibung entdeckter Alterthümer in Deutschland“. Nürnberg 1792. Es umfaßt 183 Seiten. Das folgende zusammenfassende Werk ist das von GUSTAV FRIEDRICH KLEMM (1802—1867) „Handbuch der germanischen Alterthumskunde“, Dresden 1836. Dieses Buch ist für seine Zeit eine Arbeit ersten Ranges.

Noch größer ist das dritte Werk dieser Zeit, das Buch von SAMUEL CHRISTOPH WAGENER, „Handbuch der vorzüglichsten, in Deutschland entdeckten Alterthümer aus heidnischer Zeit“, Weimar 1842. Das Buch umfaßt 778 Seiten und hat 144 Tafeln. Die Funde sind alphabetisch geordnet nach den Namen der Orte, die Gegenstände gebracht haben. Sie werden einzeln unter jeder Ortsbezeichnung aufgeführt. Diese Bücher sind noch heute von Bedeutung, denn sie sind Quellenwerke und geben für viele Funde und Fundplätze gute Auskunft.

Es gibt bis 1850 eine Anzahl sorgfältiger Ausgräber und Bearbeiter der Funde. WILHELM DOROW (1790—1846) macht Ausgrabungen bei Wiesbaden, er schafft die Grundlagen zum Landesmuseum in Bonn. Später gräbt er in Neuwied. Beachtenswert sind seine Bücher „Denkmale germanischer und römischer Zeit oder Alterthümer in und um Neuwied“. Berlin 1826 und „Opferstätte und Grabhügel der Germanen und Römer am Rhein“, Wiesbaden 1826.

GEORG OTTO CARL FRHR. VON ESTORFF (1811—1877) ist einer der erfolgreichsten Ausgräber dieser Zeit. Er besitzt eine besonders große vorgeschichtliche Sammlung, und sein Werk: „Heidnische Alterthümer der Gegend von Ülzen“, ist mit seinen 132 Seiten und 16 großen Tafeln, die sorgfältige Zeichnungen bringen, eine hervorragende Leistung.

JOHANN FRIEDRICH DANNEIL (1783—1868) ist der Ausgräber der Gegend von Neuhaldensleben und Salzwedel. Im 6. Jahresbericht des Altmärkischen Vereins für vaterländische Geschichte, Neuhaldensleben, 1838, bringt er einen wertvollen Bericht über 142 Megalithgräber in der Altmark mit genauen Vermessungen, Plänen und Karten.

FRIEDRICH VON HAGENOW (1797—1865) hat große Verdienste um die Vorgeschichte dieser Epoche in Pommern. Im Jahresbericht der Gesellschaft für Pommersche Geschichte und Altertumskunde berichtet er seit 1828 fortlaufend über seine Grabungen, vor allem über die Hügelgräber von Rügen. Er erwähnt 1239 Hügelgräber und 229 Steingräber.

FRIEDRICH KARL HERMANN KRUSE (1790—1866) führt Ausgrabungen in Schlesien durch, er legt sie zusammen vor mit anderen Funden 1819 in einem Buch mit dem Titel: „Budorgis, oder das vorchristliche Schlesien“, Leipzig 1819. In einem anderen Buch, „Deutsche Alterthümer“, Halle 1824, veröffentlicht er weiter viele vorgeschichtliche Funde.

LUDWIG LINDENSCHMIT der Ältere (1809—1893) (Bericht hier S. 37, 65), ist trotz seiner Ablehnung der Dreiperiodenlehre, einer der erfolgreichsten Sammler, Ausgräber und Anreger dieser Zeit. Zu seinem hundertsten Geburtstag, 1909, nannte ihn sein Nachfolger, K. Schumacher, in der Prähistorischen Zeitschrift Bd. 1, 1909, S. 268 den Schöpfer der deutschen Altertumforschung. Er begründet nach großen Mühen 1852 das Römisch-Germanische Zentralmuseum in Mainz. In die erste Hälfte des Jahrhunderts, in das Jahr 1844 und 1846, fällt seine wichtige Ausgrabung des merowingischen Gräberfeldes von Selzen und die Veröffentlichung vom Jahre 1848. Mit diesem Werk beginnt die Erforschung der Völkerwanderungszeit, einer Epoche, auf die durch die Auffindung des Grabes von König Childerich 1636 schon ein entscheidendes Licht gefallen war.

GEORG CHRISTIAN FRIEDRICH LISCH (1801—1883) ist in Schwerin in Mecklenburg der Mann, der durch Ausgrabungen, Sammlungen, Gliederungen, die Vorgeschichte Mecklenburgs begründet. Sein Werk, das die Altertümer Mecklenburgs darstellt, die zu dieser Zeit bekannt sind, hat den Titel: „Erläuterungen zu den Abbildungen des Friderico-Francisceums“. Leipzig 1837. In den Jahrbüchern und Berichten des Mecklenburgischen Vereins für Geschichte und Altertumskunde legt er jahrelang seine Ergebnisse, seine Gedanken, seine Überlegungen nieder.

Eine wichtige Gestalt in der Vorgeschichte dieser Zeit ist KARL EDUARD PAULUS (1803—1878). Er ist der Begründer des Württembergischen Altertumsvereins und ein erfolgreicher Ausgräber. Er berichtet über seine Arbeiten in den „Jahresheften“ des Vereins (seit 1844) und in den Schriften (seit 1850).

KARL PEUSKER (1786—1871) ist der Ausgräber in der Oberlausitz. Seit 1824 schafft er sich eine bedeutende vorgeschichtliche Sammlung, die er 1853 der Königl. Antikensammlung in Dresden als Geschenk übergibt. Eine Arbeit von ihm vom Jahre 1829 hat den Titel: „Über Mittel und Zweck der vaterländischen Altertumforschung“. Eine andere, die von 1840—1843 erscheint, führt den Titel: „Blicke in die vaterländische Vorzeit“.

KARL WILHELMI (1786—1857) ist Stadtpfarrer in Sinsheim und der Begründer der Sinsheimer Gesellschaft zur Erforschung der vaterländischen Denkmale der Vorzeit. Er führt wichtige Ausgrabungen durch und stellt eine Sammlung zusammen, die 1850 auf seinen Wunsch der Alterthümersammlung in Karlsruhe einverleibt wird. Seine Berichte veröffentlicht er in den Jahresberichten der Gesellschaft.

Von Bedeutung für die Zeit ist das Buch von JOHANN GUSTAV GOTTLIEB BÜSCHING (1783—1829) mit dem Titel: „Abriß der deutschen Alterthumskunde“ vom Jahre 1824. Der Verfasser sagt, daß er das vorführen wolle, was aus der „Vorzeit“ sprechend bis zu unseren Tagen geblieben ist, und mehr Licht auf die gesamte Vorwelt, oder auf einzelne Teile in ihr wirft, als jene älteren (schriftlichen) Nachrichten uns zu geben vermögen, . . . wird es (doch) vielleicht einst möglich, wenn auch nicht die einzelnen Stämme, doch die Hauptstämme, Deutsche und Slaven, in den Altertümern von einander zu sondern“. 1815 habilitiert sich Büsching an der Universität Breslau für Geschichtliche Hilfswissenschaften und deutsche Altertümer. Er wird 1817 außerordentlicher und 1823 ordentlicher Professor. 1820 ist von ihm ein Tafelwerk „Die heidnischen Alterthümer Schlesiens“ erschienen. Er stirbt im Alter von 46 Jahren, 1829.

Die geistige Lage Deutschlands um 1850 wird besonders eindrucksvoll bezeichnet von LUDWIG LINDENSCHMIT dem Älteren (1809—1893), der in einer Arbeit „Über eine besondere Gattung von Gewandnadeln aus deutschen Gräbern des 5. und 6. Jahrhunderts“, Mainz 1851, S. 1 das Folgende zusammenfassend erklärt:

„Zahlreich, wie nie zuvor, haben sich in unseren Tagen Gräber unserer Vorfahren aus dem fernsten Alterthume bis zu den ersten Jahrhunderten des Christenthums geöffnet. Mehr noch als durch die Bemühung wißbegieriger Forschung, erschließen sich durch Fügung des Zufalls, wie von selbst, die Behausungen jener uralten Todten, so daß ihre ganze Erscheinung anziehend und bedeutsam, zugleich das Gemüth anspricht und den Geist zu ernster Betrachtung erhebt. Diese unmittelbare Berührung mit der entlegensten Vorzeit erinnert auf ergreifende Weise an den Zusammenhang unserer Gegenwart mit der nahezu zweitausendjährigen Geschichte eines großen Volkes; sie lenkt unseren Blick auf den ersten Ausgangspunkt seiner Laufbahn und weckt das Verlangen nach tieferem Eindringen in die ersten Zustände und Lebensverhältnisse desselben, deren Kenntniss für die Beurtheilung seiner späteren Entwicklung von hoher Wichtigkeit ist.“

„Die neuere Wissenschaft hat durch ihre Forschung über die alte Gottesanschauung, die Sprache, das Recht und das alte Volksleben im Gemeinde- und Staatsverband, ein reicheres und überraschendes Licht in diese bisher unter tiefem Druck ruhenden Zeiträume getragen; allein noch ist mancher zugängliche Weg nicht versucht und zumal die reichen Mittel beinahe unbenützt, welche sich als unmittelbarste, ächteste Überlieferung des Alterthums aufgethan haben: die Gräber der Vorwelt und die in denselben zurückgelassenen Körper, Schätze, Waffen und Geräte.“

„Eine umfassende wissenschaftliche Zusammenordnung dieser ebenso ehrwürdigen als anziehenden Gegenstände, welche mit höherem Rechte als die bisherigen Versuche den Namen Alterthumskunde verdiente, erscheint unentbehrlich für den Gewinn eines vollständigen Bildes unserer Vorzeit. Bis jetzt aber ist ihre erste Begründung noch nicht durchgeführt und die Verwirrung der Ansichten auf diesem Gebiete ohne Grenzen. Im Gegentheile scheint mit der wachsenden Fülle des Stoffes auch die Befangenheit des Urtheils zu wachsen, und es ist noch nicht gelungen, die Kennzeichen einer einzigen Periode unserer Alterthümer zu unbedingter allgemeiner Anerkennung zu bringen, wie deutlich und sprechend sie auch vortreten mögen. Die ganze Rathlosigkeit unseres jetzigen Standpunktes zeigt sich gerade in dem, was man als eine Art von sicherem Ergebniß der zahllosen Untersuchungen aufrecht zu erhalten strebt: in dem oberflächlichen Systeme des Stein-, Erz- und Eisenalters, welches bei irgend näherer Betrachtung mehr Ausnahme als Regelfälle bietet und für Deutschland wenigstens nicht den geringsten Halt für die aus ihm gezogenen Schlüsse auf bestimmt abgegrenzte Zeitperioden oder fremdartige, feindlich gestellte Nationalitäten gewährt.“

„Die zahlreichen Alterthums- und Geschichts-Vereine, von denen man das Geeignetste erwarten sollte, haben sich noch über keine Art gemeinschaftlicher Thätigkeit verständigt, so daß von dieser Seite eine übersichtliche und kritische Bearbeitung unserer Gräberalterthümer sobald nicht zu hoffen steht. Was von Einzelnen ausgegangen, hat sogar häufig nur dazu beigetragen, die Dunkelheit

des Gegenstandes zu vergrößern, und die hier vorliegenden Mißgriffe in bezug auf Bestimmung des Zeitalters und der Nationalität der Gräberfunde sind um so mehr zu beklagen, mit je größerem Aufwande von Gelehrsamkeit sie zu stützen und zu vertheidigen gesucht wurden.“

„Daher ist es an der Zeit, endlich aus der Verwirrung dieser fruchtlosen Erörterungen herauszulernen und den hoffnungsvolleren Weg der vergleichenden Zusammenstellung einzuschlagen, welcher allein, wie in anderen Zweigen der Forschung, so auch hier zu sicheren Ergebnisse führen kann.“

Die Lage um 1850 ist für Deutschland so, daß die Anteilnahme an den Funden, an den Fragen der Vorzeit, überall groß und brennend ist. Gesellschaften werden begründet, die sich mit den Altertümern, die sich mit den Funden und der frühen Geschichte beschäftigen. Ausgräber sind da, die die Funde sammeln, Berichte über die Ausgrabungen werden verfaßt. Aber alles ist doch ein Nebel, eine Dunkelheit. Man kann nicht Germanisches von Keltischem scheiden, nicht von Slawischem. Man kann kaum ein Früher oder Später feststellen, kaum hat sich die Erkenntnis der Abfolge: Steinzeit, Bronzezeit, Eisenzeit durchgesetzt. Die ersten Museen werden begründet, es gibt in Breslau auch einen Professor für Altertümer, — es ist Büsching. Eine wirkliche Kenntnis, ein Wissen um die Funde, um ihr Alter, um ihre ethnische Zugehörigkeit, um das Werden ihrer Formen, ist noch nicht gegeben. Die zweite Hälfte des Jahrhunderts bricht an, und sie sollte weiterführen in der großen Frage nach dem Erwachen, dem Aufstieg, der Entfaltung der Menschheit.

In England regen sich auch bewegende Kräfte. In Kent's Cavern bei Torquai, Devonshire, gräbt seit 1826 MacEnery, die Arbeiten werden 1840 fortgesetzt durch R. A. C. Godwin Austen, 1846 durch William Pengelly bis 1883 unter der Leitung der British Association. Austen konnte zwischen 1840 und 1850 diese Tierarten feststellen: Elefant, Rhinoceros, Urrind, Rentier, Wildpferd, Bär, Hyäne, eine Fauna, die nach dem Wissen des 20. Jahrhunderts der letzten Eiszeit (108000 bis 10000) angehört. Die unterste Schicht ist ein Chelléen, jetzt Abbevillien genannt, darüber lagert ein Moustérien und wieder darüber Solutrén und Magdalénien.

In der Mitte des 19. Jahrhunderts erschienen in England drei zusammenfassende Werke. Im Jahre 1847 veröffentlichte JOHN YONGE AKERMAN sein Werk: „Archaeological Index to Remains of Antiquity of the Celtic, Romano-British and Anglo-Saxon Periods.“ Der Verfasser erklärt, daß es für ihn schwierig sei, bei den vielen Fundgegenständen, über die er zu berichten hat, die Trennung zu finden in Steinzeit, Bronzezeit, Eisenzeit und auch in die Völkerwanderungszeit. Besonders das Keltische und Früh-Römische ist immer eng verschmolzen. Akerman gliedert die Keltischen, die Latènefunde, in mehrere Schichten, aber dann ruft er doch ver zweifelt aus: „Who will afford us a rational account of these huge monuments of a people who had no written history?“ Er meint Avebury und Stonehenge.

Zehn Jahre nach Akerman's *Archaeological Index* erscheint 1858 von BOUTELL ein Buch über die Archäologie Englands mit dem Titel: *Manual of British Archaeology*. Aber dieses Buch ist vor allem der provinzialrömischen Archäologie gewidmet. Bei 360 Seiten des Textes werden nur 20 Seiten für die vorrömische, die vorge-schichtliche Archäologie verwendet und auch nur wenige Seiten für die Völkerwanderungszeit. Boutell schreibt:

"The camps and hillforts of the Britons are circular in their outline . . . British camps abound in the south and west of England . . . These camps continually disclose relics of the races who formed and occupied them . . . Similar relics are also found in barrows, in addition to weapons and personal ornaments. Thus, various Celts, evidently intended for peaceful occupations, have been discovered; they comprise chisels and gouges of many forms and sizes. With these may be associated a long series of other remains of the same general character, such as querns, or stone flour mills, pails, different vessels, mirrors, and other articles for personal use."

Aus diesen Zeilen ersieht man, daß der Verfasser nur ganz allgemeine Vorstellungen besaß, daß seine Kenntnis der Funde Englands außer provinzial-römischen Gegenstände nur gering war.

Das dritte Werk ist „*Handbook*“ von VAUX, es erschien 1851. Vaux war Assistent in der Antikenabteilung des British Museums in London. Das Museum war 1759 für das Publikum geöffnet worden. Es bestand in dieser Zeit aus drei Abteilungen: Gedruckte Bücher, Manuskripte, Naturgeschichte: Printed books, Manuscripts, Natural History. Als unter Georg III. (1760—1820) die ägyptischen Altertümer und die großen Sammlungen der Familien Hamilton und Townley in das Museum kamen, war die Einrichtung einer vierten Abteilung nötig. Sie bekam den Namen Department of Antiquities of Art, sie umfaßte Originale, Zeichnungen, Medaillen, Münzen. Als 1816 die Elgin Marbles, die Reliefs des Parthenon in Athen, in das Museum kamen, gewann das Museum seine Bedeutung. Erst im Jahre 1837 wurden die Bücher und Zeichnungen getrennt von den Altertümern. 1860 war die Abteilung der Altertümer so angewachsen, daß sie in drei Gruppen unterteilt wurde, in: Oriental Antiquities, zweitens Greek and Roman Antiquities with Coins and Medals und drittens British and Mediaeval Antiquities and Ethnographie. Die Sammlung von Christy, die eiszeitlichen Funde aus der Dordogne, konnten nicht eingeordnet werden, sie waren untergebracht in der Victoria Street 103, Westminster.

Die Sammlung britischer Altertümer erhielt einen eigenen Assistenten mit Namen Franks, er wurde 1866 der Direktor, the First Keeper, des nun neu begründeten Department of British and Medieval Antiquities. In diesem Jahr veröffentlicht Franks einen Führer: „*Guide to the Exhibition Rooms*“. Es ist für uns Heutige von Interesse, die Einleitungsworte wiederzugeben, weil sie die geistige Einstellung der führenden Männer dieser Zeit, in der Mitte des 19. Jahrhunderts enthalten. Franks schreibt: "The remains of the inhabitants of the British islands, previous to the Roman invasion, embrace the Stone, Bronze and a portion of the Iron period in Northern Antiquaries. They have, for convenience, been classed according to their materials, and in order corresponding to that of the supposed introduction of such materials into this country."

Der Ton der Worte zeigt die widerstrebende Art, mit der das Dreiperiodensystem übernommen wird und weiter zeigt sich der Gedanke, daß alles nach England eingeführt worden ist.

Wie schon vermerkt, war ein führender Forscher in England, JOHN KEMBLE (1807—1857), mit starker Betonung gegen das Dreiperiodensystem aufgetreten. In einer Adresse an die Royal Irish Academy von 1857 erklärte er, daß er die Ideen Worsaae's in keinem Fall annehmen könne, er sagt wörtlich, sie betrügen uns und sind geeignet, uns in grobe Irrtümer zu führen, wörtlich: „to betray us into grave historical errors“ und weiter: „into an historical reductio ad absurdum“.

Noch schärfer drückte sich JAMES FERGUSON (1808—1886) in seinem Werk aus: *Rude Stone Monuments in all countries*, 1872. Wenn ich mit diesen Darlegungen auch vorgreife in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts, so besteht doch der innere Zusammenhang, der den Vorblick nötig macht.

James Ferguson war Architekt und Altertumsforscher. Er hatte am Verkauf von Indigo ein Vermögen erworben und konnte sich so seinen Reisen und Forschungen widmen. Im Jahre 1843 erschien sein Werk: *Rock-cut Temples of India*; 1848 ein anderes Werk: *Ancient Buddhist Architecture of India*. Sein bedeutendstes Werk ist das dreibändige Buch: *A History of Architecture*, 1865—1867, 3. Aufl. 1893.

Bei einem Mann von dieser Bedeutung waren seine Worte gegen das Dreiperiodensystem naturgemäß von großer Wichtigkeit. Er sprach sich in dem Buche von 1872 überhaupt gegen die Möglichkeit einer Bronzezeit aus, die vor den Römern liege.

So ist England in diesen Fragen bis um 1850 und auch danach nicht in der führenden Stellung wie Skandinavien und Dänemark, auch nicht wie Frankreich. Die Gegenstände, die die Erde offenbart, sind nicht so reich wie an anderen Stellen Europas. Die Megalithbauten werden kaum beachtet, über Avebury und Stonehenge liegen Erklärungen vor, daß es keltische oder römische Bauten seien.

Klassische Archäologie

Noch ist in dieser Zeit, 1800—1850, der Blick Europas fast ausschließlich gerichtet auf die Antike. Die Wirkung der Grabungen von Pompeji hält an. Im Jahre 1799 ist der erst 33 Jahre alte LORD ELGIN (1766—1841) als britischer Botschafter nach Konstantinopel entsendet worden. Elgin nahm Maler, Zeichner und Gipsformer aus Italien mit nach Athen, damals türkisch, und ließ Zeichnungen und Abgüsse herstellen von antiken Kunstwerken. Er kaufte zwei Häuser am Parthenon und erkannte, daß die dort angehäuften griechischen Statuen in Kalköfen verbrannt wurden zu Kalk. Elgin bemühte sich bei der Hohen Pforte um einen Firman, der ihm die Erlaubnis geben sollte, einige Steinblöcke oder Figuren wegzunehmen. Er erhielt diese Bescheinigung durch manchen Bakschisch. So arbeiteten 300 Arbeiter ein Jahr lang daran, den bildlichen Schmuck des Parthenon, die Giebelfiguren, die

Metopen, die Friesplatten, abzunehmen. Viele dieser Kunstwerke wären ebenso wie andere verbrannt worden in Kalköfen.

Als Lord Elgin im Jahre 1803 von seinem Posten abberufen wurde, konnte er 200 Kisten mit dem wertvollen Gut nach London senden. Eines der Schiffe, die Brigg *Mentor*, scheiterte und sank am Kap Malea. Drei Jahre hindurch waren geübte Taucher damit beschäftigt, die Kisten wieder an Land zu bringen. Andere Kunstwerke wurden 1807 von den Franzosen beschlagnahmt, erst 1812 kamen die letzten 80 Kisten nach England.

Es ist die öfter aufgeworfene Frage müßig, ob Lord Elgin richtig gehandelt habe. Diese Frage aufzuwerfen, bedeutet den Sinn des damaligen Zustandes mißzuverstehen. Athen war eine Festung der Türken. Sie hatten an den Kunstwerken nicht das geringste Interesse. Durch den Transport der Marmorwerke aus der Schule des Phidias erwuchs eine Möglichkeit, in Europa griechische Kunst der klassischen Zeit zu erleben. Die Wissenschaft der Archäologie hat Lord Elgin dankbar zu sein. 1816 erwirbt das British Museum in London die Elgin Marbles, wie die Stücke nun genannt werden. Sie sind noch heute eine Zierde des Museums.

Im Jahre 1820 wird die Venus von Milo gefunden. Es ist ein Fund des Zufalls, bis heute sind die Begleitumstände nicht völlig geklärt. In den ersten Monaten des Jahres 1820 fand der Bauer Georgias auf der Insel Melos die Statue der Aphrodite, zerteilt in mehrere Stücke. Französische Seeoffiziere hörten von dem Fund und berichteten über ihn an den französischen Konsul David in Smirna. Dieser meldete den Fund dem französischen Botschafter in Konstantinopel, Marquis de la Rivière. Rivière kaufte schließlich nach vielen Verhandlungen die Statue für 750 Francs. Rivière reiste nach Melos und fand noch einige zugehörige Stücke, vor allem einen Arm und die Hand mit einem Apfel. In der Folgezeit wurden diese Teile aber als spätere Ergänzungen angesehen und nicht dem Körper angefügt. Marquis de la Rivière sandte die Statue nach Paris und schenkte sie dem König Ludwig XVIII. Sie ist heute eines der bedeutendsten Stücke des Louvre in Paris. Die Statue ist vermutlich im 3. Jahrhundert v. Chr. entstanden als Nachbildung eines älteren griechischen Werkes (E. Waldmann, *Griechische Originale*, 2. Aufl., 1923).

Am 30. Januar 1833 traf der neue König des befreiten Griechenlands, der bayerische Prinz Otto (reg. 1832—1862) in Nauplia ein. Er ist der zweite Sohn König Ludwig I. von Bayern. Die Türken räumten die Akropolis, eine bayerische Besatzung zog ein. Der bayerische Architekt Leo von Klenze (1784—1864) fing bedauerliche Restaurierungen an. Und als Karl Friedrich Schinkel (1781—1841) aus Berlin nach Athen gerufen wurde, legte er die Entwürfe für ein großartiges Königsschloß auf der Akropolis mit Einschluß des Parthenon vor, 1834. Der Parthenon sollte im Schloßhof stehen. Der Entwurf kam glücklicherweise nicht zur Ausführung. Am 10. September 1834 hielt König Otto von Griechenland seinen feierlichen Einzug durch die Propyläen zum Parthenon, wo ein Thronhimmel aufgestellt war.

In den dreißiger Jahren wird auf dem Besitztum der Familie Antonelli bei Terracina in Italien eine Porträtstatue gefunden. Der Besitzer schenkt sie 1839 dem Papst Gregor XVI. (1831—1846). In der Figur wird Sophokles erkannt. Wegen dieser Statue gründet der Papst das Antikenmuseum im Lateran.

Im Jahre 1849 wird in Trastevere die Kopie der Statue des griechischen Künstlers Lysipp des 4. Jahrhundert v. Chr., des Hofbildhauers Alexanders d. Gr. gefunden. Es ist der Apoxyomenos, der Abschaber. Es stellt einen Jüngling dar, der mit einem metallenen Striegel sich Sand und Öl nach dem Ringkampf vom Körper schabt (Etwa: Hans von Hülsen, Römische Funde, Göttingen 1960 Abb. S. 146). Die Statue kam in das Museum des Vatikan in Rom.

In Rom werden im Jahre 1848 die Wandmalereien der Odyssee in der Via Graziosa am Esquilin gefunden. Ein ärmliches Häuschen wird abgebrochen, unter dem Keller entdeckt man die Überreste eines alten römischen Hauses mit Galerien und Pfeilern, und in dieser unterirdischen Welt die römischen Malereien, die sich etwa 1900 Jahre hindurch tadellos erhalten haben.

Die Lage in der klassischen Archäologie ist um 1850 so, daß einzelne bedeutende Kunstwerke gefunden werden, aber die Funde sind zufällig. Es gibt einzelne Privatleute, die sammeln, die eigene, kleine Museen besitzen, aber die staatliche Grabung oder die systematische Grabung von wissenschaftlichen Instituten besteht noch nicht. Wohl wird am 9. Dezember 1828 in Rom die Gründung eines Institutes für archäologische Korrespondenz beschlossen. Der preußische Vertreter in Rom am Vatikan, Christian Karl Josias Freiherr von Bunsen (1791—1860), ist der Begründer zusammen mit Georg August Kestner (1777—1853), seit 1817 Gesandtschaftssekretär für Hannover in Rom. Seine Mutter ist Charlotte Buff, wie schon gesagt, das Vorbild der Lotte in Goethes „Werther“. Sie hatte 1773 Johann Georg Christian Kestner geheiratet.

Der damalige Kronprinz, Friedrich Wilhelm von Preußen, wurde der Protektor des Instituts. Durch 30 Jahre hindurch war dieses deutsche Institut in Rom ein privater Verein, erst 1874 nach der Gründung des Deutschen Reiches wurde das Deutsche Archäologische Institut begründet, es bedeutet die Fortführung des alten Instituts für archäologische Korrespondenz in Rom, das 1871 eine preußische Staatsanstalt geworden war. Das Deutsche Archäologische Institut hat in den 150 Jahren seines Bestehens für die Forschung Gewaltiges geleistet. Es wurde Vorbild für mehrere ähnliche Institute.

Im Jahre 1837 wurde in Athen die Griechische Archäologische Gesellschaft begründet, 1898 das Österreichische Archäologische Institut, im gleichen Jahr in Berlin die Deutsche-Orient-Gesellschaft.

Die archäologischen Forschungen im Raume des Mittelmeeres gelten als klassische Archäologie. Sie bestimmt lange Zeit hindurch das Gesicht der Archäologie, der Wissenschaft der Ausgrabungen überhaupt. Die klassische Archäologie hat die exakte wissenschaftliche Grabungsmethode entwickelt, die Grabung mit Vermessung, mit Zeichnung, mit Photographie und mit der Festlegung der Schichtenfolgen.

Die Zeit von 1800—1850 ist eine Epoche, die in zwei Idealen lebt, in der Idealisierung der Griechen einerseits, in der Idealisierung der Germanen andererseits. Ein bezeichnendes Beispiel für die Idealisierung der Griechen in dieser Zeit ist der Dichter Wilhelm Müller (1794—1817). Seine „Griechenlieder“, 1821—1824,

bezauberten seine Epoche (G. Caminade, *Les chants des Grecs et le philhellénisme* de Wilhelm Müller, 1913). In England sind die Griechenland-Verehrer Lord George Byron (1788—1824), P. B. Shelley (1792—1822) und John Keats (1795—1821). Nicht nur die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts, auch die zweite Hälfte erbaut die großen öffentlichen Gebäude wie griechische Tempel, oder wie germanische Burgen des Mittelalters. Auch die Privathäuser in den Straßen aller Städte besitzen griechische Säulen und zugleich Erker und Türmchen, Balustraden und Wehrgänge, griechische Göttergestalten und germanische Heldenfiguren.

Für Europa ist das Ergebnis dieser ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts in der prähistorischen Archäologie trotz allem schon sehr bedeutend. Gegenüber dem 18. Jahrhundert sind vier Regionen des erwachenden Geistes des Menschen gewonnen worden — alle vier gesucht von einzelnen genialen Menschen; alle vier bis dahin unbekannt; alle vier ohne gegenseitigen Zusammenhang; alle vier ganz verschiedene Epochen betreffend; alle vier Leuchtquellen aus der Vergangenheit mit ganz verschiedenem Licht.

Was in Frankreich Boucher de Perthes gefunden hat, ist völlig umwälzend, umstürzend, Weltvorstellungen verändernd, es betrifft die Frage der Herkunft des Menschen, sein Zusammenleben mit den ausgestorbenen Tieren, sein vorsintflutliches Dasein, wie man damals sich ausdrückte. Das für jene Epoche Schwierige, ja, Unannehmbare ist es, daß das Alter des Menschengeschlechtes, — bis dahin für sehr jung erachtet, von etwa 6000 Jahre Dauer, — sich plötzlich erweitert auf geologische, erdgeschichtliche Daten, auf vielleicht 50000, vielleicht auf 100000 Jahre — Gedanken, die unvorstellbare Folgerungen in sich bergen.

Das, was Thomsen in Dänemark gefunden hat, betrifft nicht diese weit zurückliegenden Epochen, aber doch eine völlig unbekanntes Urzeit des Menschen. Diese Welt bringt Gräber, Steinsetzungen, Werkzeuge, Schmuckstücke, aber niemand kennt ihr Alter, niemand ihre Geschichte, niemand die Völker, denen sie zugehörten.

Das dritte ist die Entdeckung der Skythen in Südrußland. Es ist ein Volk, das aus dem Dunkel der Vorzeit tritt, ein Schriftsteller des Altertums nennt seinen Namen, beschreibt seine Grabdenkmäler, seine Art der Totenbestattung — genau so wird es gefunden, die Gräber stehen sichtbar für Jeden in der Landschaft, sie werden geöffnet, und sie bringen die Toten, die Opfer der Pferde, die Schmuckstücke, das Gold und den Bernstein. Und diese Welt ist gleichzeitig den frühesten Griechen der mythologischen Zeit, sie liegt vor Rom und vor Konstantinopel.

Das Vierte ist die Entdeckung der Malereien der Etrusker in ihren Gräbern, ein Ereignis von großer Bedeutung. Jedoch die Zeit, befangen in der alleinigen Wertung der griechischen Antike der klassischen Zeit, gewinnt keinen Zugang zu der Eigenart der Kunst der Etrusker. Die Entdeckungen werden durchgeführt, aber die geistige Wertung bleibt aus. Trotzdem erobert diese Zeit neue Tatsachen, neue Gegebenheiten.

Alle vier Entdeckungen sind von so großer Wichtigkeit, daß sie jede für sich eine Weltansicht verändern. Alle vier sind von größter Bedeutung für diese Zeit, und doch nur Anfänge.

Der fünfte Schwerpunkt, für die damalige Zeit sicherlich der bedeutungsvollste, ist die Inbesitznahme der Akropolis durch die Bayern unter ihrem König Otto I., ist die Entdeckung bedeutender Kunstwerke der Antike.

Wenn schon Europa um 1850 nur in den Umrissen seiner Vorgeschichte sichtbar wird, dann noch weniger der außereuropäische Bezirk. Die großen geistigen Träger des Erkennens haben alle nicht Europa verlassen. Kant ist niemals über Königsberg herausgekommen, er hat kaum Ostpreußen gekannt. Schiller, der den Tell geschrieben hat, hat niemals den Boden der Schweiz betreten. Goethes Reisen nach Italien waren große und bedeutende Ereignisse, sein Ideal, Griechenland, hat er niemals erreichen können. Rousseau war zwar in der Schweiz, in Italien, in England, aber als Vertriebener, nicht freiwillig. Das Reisen außerhalb Europas war ein Abenteuer, und dies wagten nur Unternehmungslustige oder Kaufleute, die den Handel mit dem Orient erneuern wollten.

So ist also eine wissenschaftliche Erforschung des Altertums außerhalb von Europa noch sehr schwer, aber doch haben drei Länder magische Anziehungskräfte: Ägypten, Mesopotamien, Mexiko. Es ist für die beiden ersten die Bibel, die von diesen Ländern spricht, und auch die Griechen überliefern ihre Achtung von der Größe und der Weisheit der altorientalischen Kulturen.

Wohl sind immer wieder Reisende in Mesopotamien und Ägypten gewesen, wohl haben sie Reisebücher veröffentlicht, wie Pietro della Valle 1621, wie Tavernier 1744 oder Carsten Niebuhr 1766. Aber Archäologen sind es nicht. Ausgrabungen werden nicht gemacht. Wenn auch Claudius James Rich (1787—1821) aus Dijon mit 10 Arbeitern den Boden von Babylon 1807 anschnidet, so sind das Raubgrabungen, nicht mehr.

Eine wirklich wissenschaftliche Bearbeitung der Gebiete Außer-Europas beginnt erst Napoleon I. Wie auch andere Herrscher hat er starke archäologische Interessen. Seine eigene Stellung hat ihre Kraft und Wirkung durch die Überlieferung, durch die Vergangenheit, und so wie er sich die Bienen aus dem Grabe des Childerich als sein Symbol auswählt, so schließt er seinen Herrschaftsbegriff an Rom und an die Caesaren an. Und das schon 1798. Im Mai dieses Jahres bricht er zu Schiff auf von Toulon mit einer Flotte von 38000 Mann. Mit dieser Armee reisen 175 Gelehrte, die das unbekannte Land und seine Ruinen erforschen sollen. Der wichtigste unter ihnen ist der Zeichner BARON DENON, er zeichnet im Schatten der Armee, was er sieht. Sein Buch erscheint 1802 mit dem Titel: „Voyage dans la Haute et la Basse Egypte“ und bewegt die damalige Welt. Von FRANÇOIS JOMARD erscheint zwischen 1809 und 1822 die „Description de l’Egypte“ mit zahllosen Bildern. Aber das Wertvollste dieser Expedition wird der ganz zufällige Fund des Steines von Rosette am Ufer des Nil im Juli 1799. Er trägt Gravierungen in drei Schriften, hieroglyphisch, demotisch, griechisch. Das Demotische ist eine spätere ägyptische Schrift, die sich nach der 25. Dynastie (715—663 v. Chr.) aus einer älteren Schreibschrift, dem Hieratischen, entwickelt hat. Die dritte Schrift ist griechisch, sie ist lesbar, übersetzbar, und wenn sie dasselbe sagt, wie die beiden anderen Inschriften, muß man auch diese lesen können. Der Stein wird von den